Digitized by Google

Digitized by Google

O ac 23/6 12

Ostsee und Ostland

I

Die Baltischen Provinzen

Band 5:

Märchen und Sagen

Digitized by Google

Ostsee und Ostland

Herausgegeben von

Dr. Otto Grautoff

I

Die Baltischen Provinzen

Band 5:

Märchen und Sagen

Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg
1916

RV

Digitized by Google

Die Baltischen Provinzen

Band 5:

Märchen und Sagen

Herausgegeben von

August von Löwis of Menar.

Mit Leisten und Vignetten von

R. von Hoerschelmann

Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg
1916

Digitized by Google

693052

DK511
.B28 O8
v.5

Copyright by Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 6
1916

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis mit Quellennachweisen und Anmerkungen*)

Seite

Zur Einführung . . . . . XI—XVIII

Sagen

Die Gründung Rigas und der große Christoph 1
B. Nr. 182. — Deutsch. Die Sage ist eine Umwandlung der bekannten St. Christophoruslegende, vgl. Günter, Die christliche Legende des Abendlandes, Heidelberg 1910.

Die Ochsenhaut und Rigas Gründung 2
B. Nr. 181. Quelle: Chronik des Fabricius (Anf. d. 17. Jhr.) — Ein altes Sagenmotiv liegt hier zugrunde; es erscheint zuerst in der Überlieferung von Karthagos Gründung, vgl. Köhler II 319.

Mitau 2
B. Nr. 170. — Ähnliche etymologische Scherze spielen in Namensdeutungen oft eine Rolle, vgl. auch Seite 3 und 4.

Die Gründung Wolmars 2
B. Nr. 186. — Aus dänischer literarischer Überlieferung.

Dorpats Name 3
B. Nr. 189. — Quelle: dänische Chronik.

Revals Gründung, I und II 3
B. Nr. 197. — Aus literarischer Überlieferung.

Warum Reval niemals fertig werden darf 5
K.—L. 2. Nr. 20a. — Estnisch.

*) Die vergleichenden Anmerkungen beschränken sich in der Regel auf einen Hinweis. Der Märchen- und Sagenkenner findet von dort leicht weiter. Wo dieser Hinweis auf eines der bekannten Kommentarwerke fehlt, ist in vielen Fällen schon die Quelle mit Anmerkungen versehen, die weitere Vergleiche ermöglichen.

12-12-55

Digitized by Google

Seite

Arensburg 6
R. Nr. 28. — Deutsch und estnisch.

Runö 7
R. Nr. 36. — Schwedisch.

Die Tataren auf Worms 7
R. Nr. 50. — Schwedisch.

Des Ordensmeisters Sifrid Landers von Spanheim Tod . . . 8
B. Nr. 256. — Quelle: deutsche Chronik.

Ein Herr von Pahlen rettet Reval aus Feindeshand 9
K. — L. 2. Nr. 204. — Estnisch. Der Sage liegt das altbekannte Motiv der List zugrunde, durch die Belagerte den Belagerern vorspiegeln, sie seien noch mit allem wohlversehen, vgl. Herodot 1, 21—22, W. Menzel, Geschichte d. deutschen Dichtung 2, 64.

Die Belagerung Hapsals 10
R. Nr. 20. — Schwedisch und estnisch.

Der schlafende König 11
R. Nr. 51. — Schwedisch, vgl.

Jacob de la Gardie 12
R. Nr. 73. — Schwedisch.

Pontus de la Gardies Zug nach Wesenberg 13
B. Nr. 272.

Kaiser Peter in Linden 13
R. Nr. 74. — Deutsch.

Der Olaiturm in Reval 18
B. Nr. 158. — Vermutlich aus estnischer Volksüberlieferung.

Die Kirche zu Röthel 21
R. Nr. 60. — Deutsch und estnisch.

Die Kirche zu Fellin 21
L. Nr. 34. — Estnisch.

Die öselschen Turmzieher und die Sühneburg, A und B 22
R. Nr. 31, A und C. — Die beiden Varianten stammen aus literarischer Überlieferung.

Schloß Edwahlen 24
B. Nr. 179. — Aus literarischer Überlieferung.

Der Fluch des Elfenkönigs in Dondangen 27
B. Nr. 178. — Aus literarischer Überlieferung.

Das schöne Fräulein von Zabeln 30
B. Nr. 175. — Aus literarischer Überlieferung.

Der Herr von Koskull 31
B. Nr. 233. — Lettisch.

Digitized by Google

Seite

Die Frau von Ringen 32
B. Nr. 236. — Aus der Chronik des Fabricius.

Die Meermaid und der Herr von Pahlen 34
Kr.—L. 2. Nr. 20 o. — Eſtniſch.

Die Steindenkmale der Hungersnot 36
Kr.—L. Nr. 20 l. — Eſtniſch.

Der Vatermörder 37
R. Nr. 24. — Deutſch.

Neckmannsgrund 37
R. Nr. 45. — Schwediſch.

Die Rigaſche Jungfrau auf Rügen 38
B. Nr. 253. — Deutſch.

Katk, die Peſt 40
B. Nr. 281. — Eſtniſch.

Die wandernde Seele 41
A. Nr. 69. — Lettiſch. Die Sage behandelt das uralte Thema der Entſtehung von Träumen. Die Seele in Tiergeſtalt verläßt den Körper des Schläfers, und was ſie erblickt und erlebt, das träumt — oft in rieſenhaft vergrößerten Bildern — der Schlafende. Eine Unterſuchung dieſes Sagenkreiſes bereitet der Herausgeber ſeit längerer Zeit vor.

Der Knecht als Werwolf 41
R. Nr. 177. — Schwediſch. Über den Werwolfglauben, der im alten Livland ſehr verbreitet war, gibt es eine überaus reiche Literatur, ſ. Heſſiſche Blätter zur Volkskunde XI, 38.

Der Frauen von Pahlen Todesboten 42
Kr.—L. 2. Nr. 20 r. — Eſtniſch.

Der Prieſter und der Bettler 42
A. Nr. 67. — Lettiſch. Das Legendenthema „Tauſend Jahre wie ein Tag" iſt in der Überlieferung vieler Völker ſeit alters her beliebt, vgl. Huber, Die Wanderlegende von den Siebenſchläfern. Leipzig 1910.

Das Fräulein von Borkholm 44
Kr.—L. 2. Nr. 20 c. — Eſtniſch.

Der Ellenrieſe 45
R. Nr. 8. — Schwediſch. Der letzte Abſatz iſt ein Zuſatz des Herausgebers. Der Schluß der Sage erinnert an den „Jungen Rieſen" der Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 90 und geht vielleicht unmittelbar auf dieſes Vorbild zurück. Der Eingang handelt von der Belebung einer Holzfigur; es iſt ein beliebtes Märchenthema, vgl. v. d. Leyen, Herrigs Archiv 116, 4.

Das vermauerte Weib 45
R. Nr. 23. — Deutſch. Zum Einmauern lebender Menſchen in Bauwerken vgl. J. Grimm, Mythologie II, 956 (4. Aufl.).

Digitized by Google

Seite

Amen 46
R. Nr. 27. — Deutsch.

Die Schmiede des Teufels 48
J. Nr. 10. — Estnisch.

Die Blocksbergritter 49
B. Nr. 125. — Estnisch.

Wo Narwas früherer Reichtum liegt 50
Kr.—L. 2. Nr. 209. — Estnisch.

Der Schatz bei Sirgen 51
B. Nr. 208. — Lettisch.

Der Schatzkeller bei Kokenhusen 51
B. Nr. 210 I. — Lettisch.

Der Schatz bei Kaipen 53
B. Nr. 211. — Lettisch.

Vom Geld- und Korndrachen 54
A. 59. — Lettisch. Die Sagen von Geld- und Korndrachen sind auch in Deutschland allenthalben verbreitet.

Der Riese und der See 55
A. Nr. 17. — Lettisch.

Der Peipussee 57
J. Nr. 24. — Estnisch. Die Sage ist nicht in allen Zügen volkstümlich. Magische Flucht, vgl. K.H.M. Nr. 56.

Die Teufelssteine bei Marienburg 61
B. Nr. 98. — Lettisch.

Der polnische General 61
R. Nr. 21. — Estnisch.

Odinsholm 62
R. Nr. 57. — Schwedisch.

Die Teufelssteine 63
R. Nr. 61 A — Wahrscheinlich estnisch.

Das Weib im Monde 64
J. Nr. 8. — Estnisch.

Die Nordlichtgeister 64
J. Nr. 3. — Estnisch.

Wie der Wasserfall bei Goldingen entstand 66
B. Nr. 7. — Lettisch.

Weshalb es in Riga keine Elstern gibt, I und II 68
B. Nr. 184, I, II. — Beide lettisch.

Was der Wolf fressen darf 70
J. Nr. 19. — Estnisch. Vgl. Dähnhardt 3, 295 ff.

Digitized by Google

Seite

Der Bär und der Bauer 70
B. Nr. 170. — Eſtniſch. Aarne Nr. 154.

Der Wolf auf der Hochzeit 72
R. Nr. 173. — Eſtniſch. Aarne Nr. 41.

Weshalb der Krebs rückwärts geht 73
L.—P. VI, 289. — Lettiſch. Überſetzt von Profeſſor Max Böhm. Vgl. Dähnhardt, Bd. 3.

Schlange und Aal 73
R. Nr. 193. — Schwediſch. Vgl. Dähnhardt 3, 20 f.

Die blinde Eſche 73
L.—P. I, 172. — Lettiſch. Überſetzt von Profeſſor Max Böhm.

Epiſche Dichtung

Kalewipoeg 75
Aus „Kalewipoeg, eine eſtniſche Sage", verdeutſcht von Carl Reinthal. 6 Lieferungen, Dorpat 1857—1861.

Märchen und Schwänke

Was ſich die Hexen in der Johannisnacht erzählten 93
A. 44—47. — Lettiſch. Vgl. KHM. Nr. 126, zum Eingang auch Nr. 60.

Der Bärenmenſch 97
A. 37—40. — Lettiſch. Vgl. KHM. Nr. 91.

Die Hundsköpfe 100
A. 19—21. — Lettiſch. Vgl. KHM. Nr. 15.

Dumm-Lieſe 102
A. 72—74. — Lettiſch. Vgl. KHM. Nr. 34.

Der Königsſohn als Meiſterdieb 105
Böhm Nr. 50. — Lettiſch. Vgl. v. d. Leyen, Herrigs Archiv 116, 14 f.

Wie ſich die Krügersfrau drei Freier vom Halſe ſchaffte . . . 111
Böhm Nr. 44. — Lettiſch.

Das geſäte Salz 113
Böhm Nr. 35. — Lettiſch.

Unſer Dux iſt vom Teufel beſeſſen 115
Böhm Nr. 39. — Lettiſch.

Der Freier 116
Böhm Nr. 32. — Lettiſch.

Die drei Töchter 118
Böhm Nr. 12. — Lettiſch.

Digitized by Google

Seite

Wie der Jude ein Füllen ausbrütet 118
Böhm Nr. 4. — Lettisch.

Unrecht Gut gedeiht nicht 120
J. Nr. 11. — Estnisch.

Wie des Teufels Sohn ein Weib gewann 122
J. Nr. 13. — Estnisch. Vgl. v. d. Leyen, Märchen in der Edda, S. 49. Berlin 1899.

Wie sieben Schneider in den Türkenkrieg zogen 127
Kr.—L. 2. Nr. 13. — Estnisch. Vgl. Albr. Keller, Die Schwaben S. 304 ff., Freiburg (Baden) 1907.

Der mildherzige Holzhacker 138
Kr.—L. 2. Nr. 16. — Estnisch. Das Thema des Grimmschen Märchens vom „Fischer un syner Fru" (KHM. Nr. 19) klingt hier an, ist aber ins Gröbere, Materielle gewendet.

Der Donnersohn 143
Kr.—L. 1. Nr. 9. — Estnisch.

Wie eine Königstochter sieben Jahre geschlafen hat 149
Kr.—L. 1. Nr. 13. — Estnisch. Zum Glasberg vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm 2, 340 (Berlin 1915).

Der Nordlandsdrache 158
Kr.—L. 1. Nr. 18. — Estnisch. Verknüpfung zahlreicher Motive, die sonst meist in anderem Zusammenhang stehen.

Digitized by Google

Zur Einführung

Die Dichtung eines Volkes zieht ihre Nahrung aus mancherlei Wurzeln. Die Empfindungen des Menschen, Vorstellungen von Leib und Seele, die Welt der umgebenden Natur und das geschichtliche Erlebnis sind es vor allem, die zur Erfindung und Gestaltung einer Volksüberlieferung Anlaß geben.

Lust und Unlust, Furcht oder Freude spiegeln zumeist die Geschichten wieder, die sich das Volk erzählt. Unverstandenes, Unerklärliches, oft nur Halbbewußtes drängt empor, verlangt nach Deutung und Ausdruck. Heimisch ist das Volk in der Natur, die es umgibt, und vertraut mit ihren Erscheinungen. Eindrucksvoll haftet im Gedächtnis die Großtat eines Führers, der Heldenmut einer Schar. Je reicher und verzweigter die Quellen zusammenfließen, um so breiter und stolzer der Strom, der tief in der Ebene seine Wogen wälzt.

Geistige Differenziertheit, Mannigfaltigkeit der Umwelt, Reichtum des geschichtlichen Geschehens sind es auch, die jener Volksdichtung das Gepräge geben, die wir als die Baltische hier zusammenfassen.

Drei Rassen wohnen jetzt in dem Lande beisammen, das man heute als die Baltischen Provinzen bezeichnet: Germanen (Deutsche und auch einige Schweden), Finnen (Esten) und Balto-Slaven (Letten). Vor ihnen haben gotische Stämme, also gleichfalls Germanen, lange im Lande gesessen, noch früher unbekannte Völker, die Metalle noch nicht kannten; jene mögen wir wohl mit einigem Recht als die Ureinwohner betrachten.

Von Letten und Esten wissen wir aus der Zeit ihres Auftauchens wenig, erst mit dem Erscheinen der Deutschen um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts treten sie in die Geschichte ein. Die „Auf-

Digitized by Google

ſeglung" Alt-Livlands durch die Deutſchen bedeutet aber nicht nur eine politiſche Wendung im Geſchick des Landes, ſondern ſie drückt in ihren Folgen bis auf unſere Tage auch dem geiſtigen Charakter der älteren Bewohner ihren Stempel auf. Das beſtätigt auch die Volksüberlieferung.

Was Letten und Eſten in Glaube, Sitten und mündlicher Tradition vormals beſaßen, iſt uns mangelhaft überkommen und noch wenig erforſcht. Es iſt auch hier nicht der Ort, dieſe Überlebſel zuſammenzutragen und zu ſchildern. Wir wollen im Rahmen dieſes baltiſchen Sagen- und Märchenbuchs nur zeigen, was ſich in hiſtoriſcher Zeit an Überlieferungen findet und welche Stoffe der Unterhaltung in Schloß und Hütte, in Stadt und Land dienten und zum Teil auch jetzt noch dienen. Nicht dem ungewiſſen mythiſchen Gehalt einer Sage oder gar eines Märchens wollen wir nachſpüren, ſondern die Erzählungen durch ihre Darſtellung und in ihren Geſtalten auf den Leſer wirken laſſen. Wir wollen, wovon eingangs die Rede war, die Mannigfaltigkeit im Geiſtigen und in der Umwelt und den Niederſchlag der bunten Folge geſchichtlicher Ereigniſſe aufzeigen. Aus ihnen möge dem Hörer und Leſer ein Ausſchnitt aus dem Bilde baltiſchen Lebens lebendig werden.

Willkürlich für den ſtrengen Forſcher ſpannen wir uns den Rahmen. Nicht die geheimnisvollen und unheimlichen Erzählungen von Traum und Tod und von der Seele, vom Werwolf, von Hexen und Geſpenſtern, von alten Sitten und Bräuchen ſtellen wir voran, obwohl ihr Kern und der geiſtige Boden, auf dem ſie erwuchſen, weit über die Zeit des hiſtoriſch Bekannten hinausgehen, ſondern wir beginnen mit den Gründungsſagen der alten baltiſchen Städte.

Reizvoll verknüpft mit uraltem Legendengut iſt die erſte der Sagen von der Gründung Rigas. Tief verwurzelt in der Überlieferung der alten Hauptſtadt Livlands galt der „Große Chriſtoph" — ein Standbild aus Holz in Überlebensgröße nahe dem Ufer der Düna — noch bis vor wenigen Jahren als Wahrzeichen der Stadt und als Schutzpatron der Holzflößer auf dem breiten Strom.

Stofflich noch älter iſt die zweite Sage, die bekanntlich ſchon im Zuſammenhang mit Dido, der Gründerin Karthagos erzählt wird. Die Wiſſenſchaft nennt ſolche Motive, wie die von der zerſchnittenen Ochſenhaut, Wandermotive, denn es gibt kaum Grenzen und Hinderniſſe, die ſie nicht überſchritten, ſie tauchen allüberall und zu allen Zeiten immer wieder auf.

Digitized by Google

Eine weitere kleine Gruppe von Städteſagen deutet die Namen. Anſpruch auf hiſtoriſche Wahrhaftigkeit dürfen ſie nicht erheben. Es ſind naive etymologiſche Spielereien und Witzworte, vielleicht öfter im Kreiſe luſtiger Leute entſtanden.

Daß eine Stadt nicht fertig werden darf, weil ihr ſonſt ihr Untergang droht, weiſt auf alte Vorſtellungen zurück. Unbekannte feindliche Mächte ſind allem Menſchenwerk abhold; einſt gewinnen ſie jedoch Macht und Gewalt, das von Menſchenhand Errichtete zu zerſtören. Darum gilt es ſie hinzuhalten, ſie zu täuſchen. Das alte graue Männlein in der Sage würde ſonſt die feindlichen Scharen herbeirufen und von der alten ſtolzen Hanſeſtadt Reval keinen Stein mehr auf dem anderen laſſen.

Von den Inſeln im Meerbuſen von Riga berichten die nächſten Stücke und greifen in die vorgeſchichtliche Anſiedlungszeit zurück. Ein Hauch von Wikingertum liegt über dieſen wie manchen anderen am Meere ſpielenden Sagen.

Erinnerungen an einen Ordensmeiſter des alten Livlands, auffallenderweiſe von einem, der in der Geſchichte keine bedeutende Rolle geſpielt hat, klingen in der Sage von Sigfrid Lander von Spanheim an. Sie führt uns hinüber in den Kreis der Geſchlechterſagen (S. 24 ff.), die vorzugsweiſe in Eſtland und Kurland heimiſch ſind. Das Geſchlecht der Pahlen vor allem lebt in der Erinnerung fort und zwar nicht nur bei den Deutſchen im Lande, ſondern ganz beſonders bei den Eſten, die Rühmendes von der Mildtätigkeit der Herren von Palms — dem Stammgut der Pahlen — zu berichten wiſſen (S. 36). — Von hohem Intereſſe ſind aber auch die Sagen, die ſich an die alten Schlöſſer Kurlands heften, in denen noch heute die Nachkommen jener alten Beſitzer hauſen.

In die bewegte hiſtoriſche Vergangenheit führen manche unſerer Stücke. Dänen, Schweden, Polen und zuletzt auch Ruſſen ſtreiten und kriegen wider den Orden und gegeneinander um das alte deutſche Land. — Eine Geſtalt ragt beſonders hervor: Jakob de la Gardie. Er war ſeit 1619 ſchwediſcher Gouverneur von Eſtland, ſeit 1622 auch der von Livland und einer der fähigſten Heerführer des Schwedenkönigs Guſtav Adolf. Seine Geſtalt hat mythiſchen Umriß in den Augen des Volkes gewonnen: als einen Rieſen faßt ihn der Eſte auf und begabt ihn mit zauberiſchen Kräften.

Sagen von Bauten reihen wir ferner an. Reval mit ſeinem Wahrzeichen, dem ſpitzen Olaiturm, iſt reich an ihnen. Riga fehlen

Digitized by Google

sie fast ganz. Natürlich spielt der Böse hier eine große Rolle, denn wo man Gott verehrt, da lauert der Teufel, ob für ihn nicht etwas abfalle. — Ein eigenartiges Motiv liegt den Erzählungen von der öselschen Sühneburg zugrunde, es ist uns anderweitig nicht begegnet.

Von der altgermanischen Sitte des Reinigungseides weiß die Sage vom Vatermörder zu erzählen; die blutende Wunde verrät unfehlbar den Totschläger, denn magische Kräfte sind dem Volksglauben nach hier im Spiel.

In die düstern Zeiten des Seeraubes und der falschen Leuchtfeuer führt die Sage „Neckmannsgrund", vielbedeutend schon durch ihre Namen, denn der Neck ist ein den Fischern und Seefahrern wohl bekannter Meergeist. Falsche Feuer sind im Übrigen noch garnicht so sehr lange an der baltischen Küste außer Mode gekommen, erst das neunzehnte Jahrhundert hat mit ihnen aufgeräumt, wie auch mit der bekannten sonntäglichen Pastorenbitte um einen „gesegneten Strand".

Die Gestalt des Störtebeckers, des kühnsten Seeräubers aller Zeiten, hat zwar in der Volkstradition Livlands keine Spuren hinterlassen, daß er aber auch bis an die baltische Küste seine Fahrten ausdehnte, weiß die rügensche Erzählung vom Raube einer Rigaschen Jungfrau (S. 38) zu berichten.

Weiterhin führt uns die Wanderung durch die Wunderwelt der Sagen zu der im Kerne vielleicht altertümlichsten von allen. Die wandernde Seele, ein Stoff, bekannt bereits aus alter germanischer Überlieferung, kehrt auch in baltischer Tradition wieder. Die Entstehung des Traumes wird hier geschildert, und dem Glauben an seine Wahrheit gibt die Sage Ausdruck, denn stets erweist es sich als richtig, was die Seele im Traum erblickte, und ein reicher Schatz wird dem Träumenden zum Lohn.

Gestaltentausch ist gleichfalls ein altes Motiv germanischer Überlieferung. Viel wird gefabelt von der Kraft gewisser Männer, die sich in Wölfe zu verwandeln vermögen. Unsere Sage (S. 41) zeigt jedoch bereits schon eine gewisse Skepsis und läßt die Rückverwandlung nicht so ohne weiteres gelingen. Ursprünglich beruht der Werwolfglaube wohl auf einer Geisteskrankheit, die in dem Leidenden die Vorstellung erweckte, er sei ein Wolf und müsse der Natur eines solchen folgen, erst später tritt der Glaube an eine durch Zauber bewirkte Verwandlung ein.

Vorzeichen, die den Tod verkünden, sind allerorts bekannt. Wieder ist es in Estland die Familie von Pahlen, von deren weiblichen An-

Digitized by Google

gehörigen erzählt wird, daß ſie ihre Todesſtunde vor der Zeit erfahren (S. 42).

Ebenſo weit verbreitet iſt das folgende Stück, das den Stoff der Siebenſchläferlegende behandelt. In die Behauſung eines außermenſchlichen Weſens entrückt, merkt der Beſucher nicht, daß Jahrhunderte vergehen, die ihm nur Tage ſcheinen. Er kehrt in ſeine Heimat zurück und wird dort erſt gewahr, wie lange er ihr fernblieb.

Die uralte Vorſtellung von der Belebung einer Holzfigur liegt dem Eingang der Sage vom Ellernrieſen zugrunde; ſie iſt uns unter anderem aus indiſcher Überlieferung bekannt. Die Fortſetzung biegt freilich ins Schwankmäßige um und findet ihre recht genaue Entſprechung im Grimmſchen Märchen vom jungen Rieſen, ſelbſt der luſtige Ringkragen aus drei Mühlſteinen fehlt der baltiſchen Faſſung nicht.

Unverſtanden in ſeiner urſprünglichen Bedeutung ſcheint der Brauch des Bauopfers in dem folgenden Stück zu ſein. Damit ein Gebäude wohl beſtehe, pflegte man in manchen Ländern ein menſchliches Weſen, meiſt wohl einen Sklaven, ſpäter nur noch ein Tier in das Fundament oder in eine ſtarke Mauer lebendig einzumauern.

Dieſes Opfer mag der Verſöhnung feindlicher Gewalten gedient haben, die ſonſt — wie wir oben ſahen — ein großes Werk von Menſchenhand leicht mit Neid und Mißgunſt hätten betrachten können. Doch iſt es auch möglich, daß dem Bau eine Seele und damit ein eigenes Leben zum Zweck der Abwehr gegeben wurde, denn Lebloſes — wie ſcheinbar zum Beiſpiel ein ſchlafender Menſch und auch der Tote — ſind Angriffen böſer Geiſter ſchutzlos preisgegeben.

In die Geiſterwelt führen die nächſten Sagen: auf ein altes Schloß, wo ein ruheloſes Geſpenſt ſein Weſen treibt, bis das Amen des Gebets es erlöſt, in die Schmiede des Teufels und auf den Blocksberg. Überall ſtoßen wir auf Vorſtellungen — auch in den eſtniſchen Stücken — die uns aus dem deutſchen Sagenſchatz wohlvertraut ſind. Ähnlich iſt es bei den Schatzfinderberichten. Auch ſie weiſen die altbekannten typiſchen Züge auf. Sämtliche Stücke ſind lettiſcher Herkunft, der genügſamere Eſte ſcheint von dieſem Thema nicht ſonderlich angezogen zu ſein.

Eigenartiger iſt die Geſchichte vom Rieſen und dem See. Sie behandelt die Entſtehung des großen, an der Grenze Südlivlands gelegenen Lubahnſchen Sees, der ſich vormals weit von dort entfernt befunden haben ſoll.

Digitized by Google

In ein Märchengewand gekleidet erscheint die Sage vom Peipussee, dem heute so häufig genannten, an Livlands und Estlands Ostgrenze lang sich hinziehenden See. Wir kennen das hier angeschlagene Thema von der Hexe und dem eingesperrten Mädchen auch aus der Sammlung der Brüder Grimm, und hier wie dort entflieht die Jungfrau mit Hilfe von Zaubergegenständen, die sich zu riesigen Hindernissen für die verfolgende Hexe verwandeln (S. 59). „Magische Flucht" wird das Motiv genannt; man findet es in den Überlieferungen wohl aller Völker der Erde wieder.

Vom Teufel hören wir ferner, der beim Bau des alten Ordensschlosses Marienburg in Livland geholfen und in Estland Riesenblöcke ins Meer geworfen haben soll, und von Odin, dem altnordischen Gott, nach dem die Insel benannt ist, bei der zu Anfang dieses Krieges die Magdeburg von ihrer tapferen Besatzung in die Luft gesprengt wurde, als keine Aussicht mehr auf Entkommen vor der feindlichen Übermacht war.

Als naturdeutende Sagen bezeichnet man die nun folgenden Geschichten, die mancherlei Erscheinungen, am Himmel sowohl wie auf der Erde, „erklären" wollen. Von den Mondflecken hören wir und vom Nordlicht, erfahren, wie sich der Wasserfall bei Goldingen in Kurland bildete, warum es in Riga keine Elstern gibt, was dem Wolf zu fressen gestattet ist, warum der Krebs rückwärts kriecht, wie der Aal entstand und warum unter allen Bäumen die Esche zuerst ihre Blätter fallen läßt. Nicht ohne Reiz erscheinen uns die naiven Erklärungsversuche aller dieser Erscheinungen. Wer Genaueres hören will über die Entstehung und Verbreitung dieser Sagengattung, der greife zu Oskar Dähnhardts, des ausgezeichneten, in Flandern gefallenen Forschers vier Bänden „Natursagen". Dort findet er ein erstaunlich reiches Material in schöner Übersichtlichkeit gruppiert.

Aus dem estnischen reichen Tiersagenkreise reihten wir zwei Stücke ein (S. 71, 72), die den trockenen Humor des Esten nicht ungeschickt wiedergeben. An ähnlichen Sagen ist der germanische und finnische Norden besonders reich. Zahlreiche Fäden spinnen sich von dort hinüber zu der alten niederdeutschen Tierdichtung, aus der die prächtigen Geschichten von Reineke, dem schlauesten der Füchse, in Goethes meisterlicher Formung gewiß allen Lesern bekannt sind.

Von den Sagen führt der Weg zur epischen Dichtung. Nicht viel davon bietet das baltische Land. Die Deutschen kannten gewiß auch hier einen Schatz an Heldendichtungen, aber er kann nur völlig der gleiche

Digitized by Google

gewesen sein wie im Mutterlande. Die schriftliche Überlieferung meldet nicht, welche der mittelalterlichen poetischen Erzeugnisse dort gern gehört, welche gelesen wurden. Der Ritter aus niederdeutschem Gebiet, der das Land eroberte, brachte wohl meist einen Kopf voller Pläne für die Zukunft, nicht aber einen Vorrat an Heldendichtungen oder gar teurer, umfangreicher Codices mit hinüber nach Altlivland.

Der Schwede ist jederzeit zu wenig seßhaft und zu wenig zahlreich gewesen, um dem Lande epische Dichtung zu vermitteln. Der Lette hat keine. Das ist bezeichnender für seinen Volkscharakter als jedes andere völkerpsychologisch münzbare Moment. Ihm fehlt die innere Spannungsmöglichkeit und die Phantasie, die sich aus der Vergangenheit blühendes Leben und Vorbild schafft. Ein jedes Volk, auch das kleinste, hat die Helden, die es braucht, der Lette — kennt keine.

Ganz anders der Este. An langgestreckten Küsten angesiedelt, Gefahren der Natur und seitens menschlicher und tierischer Feinde gern ins Auge sehend, nüchtern im alltäglichen Leben, steckt in ihm doch eine geistige Spannungskraft, die sich nicht anders als in Dichtungen von größerem Wurf und höherem Schwung Luft machen kann. Gewiß, seine Heldendichtung wurzelt im weiten Felde des großen finnischen Volkstums, aber nicht der kleinere oder größere Umkreis gibt den Ausschlag, sondern die geistige Struktur. Er ist auch vom Finnen lang genug geschieden, trotzdem jedoch lebt Kalewipoeg noch heut im Estenvolk.

Daß die Volksdichtungen, die sich um den Sohn des Kalew ranken, uns bewahrt blieben, verdanken wir in allererster Linie dem Kreise der Deutschen in Dorpat. Hier erwachte das Interesse an der estnischen Tradition; die Brüder Grimm hatten von ihr Kenntnis, und ihre Teilnahme regte zu weiterer Forschungsarbeit an. So kam es, daß die erste Ausgabe der Kalewipoegsagen in deutscher Sprache erschien.

Leider verbietet uns der zur Verfügung stehende Raum, näher auf die in manchem merkwürdigen Dichtungen einzugehen, wir müssen uns dem Schlußteil, den Märchen und Schwänken zuwenden.

Hier betreten wir internationalen Boden, vor allem bei den Märchenstoffen: Formeln und Motive — sie kehren überall wieder. Eigentümlich bleibt nur das Kostüm, ein einzelner Zug, nicht die ganze Fabel.

Im Gegensatz zum Schwank gibt das Märchen in der Regel eine kurze Biographie, meist endet sie im Brautbett. Natürlich erhält jedoch der Held eine reiche Frau, und man vergißt nicht, zu erwähnen,

Digitized by Google

daß durch den Beſitz der heißumſtrittenen Jungfrau auch alle anderen wünſchenswerten Dinge dieſer Welt dem kühnen, in mannigfachen Gefahren erprobten Jüngling zufallen.

An Märchen dieſer Art iſt die eſtniſche Überlieferung ziemlich reich, die lettiſche — ſoweit bekannt — arm, die deutſche in den baltiſchen Landen iſt mit dem Grimmſchen Schatz an Märchen identiſch.

Lebendiger und eigenartiger als die Märchen, die wir bringen konnten, ſind die Schwänke. Unverfälſchter Humor lebt ſich hier aus, ſchafft unterhaltende Situationen und Epiſoden. Stark iſt der Einſchlag an deutſchem Gut in den eſtniſchen und lettiſchen Geſchichten. „Das geſäte Salz", „Der Freier", die liſpelnden Töchter, die prachtvollen ſieben Schneider vor allem und andere mehr ſind gewiß erſt durch deutſche, mündliche oder literariſche Vermittlung ins Land gekommen. Und das iſt begreiflich genug, denn die meiſt kurzen, gut pointierten Geſchichten ließen ſich leichter übers Meer und den weiten Weg über Land tragen als epiſche Gedichte. Steht doch ſelbſt heute noch die Kunſt, Anekdoten gut zu erzählen, in den baltiſchen Provinzen ſo hoch im Werte, wie ſonſt in kaum einem anderen Lande.

Manches fand aber wohl auch den Weg in die Oſtſeeprovinzen, nachdem durch die Buchdruckkunſt die Möglichkeit weiteſter Verbreitung gegeben war. So ſind gewiß die längeren Schwänke, wie z. B. die Geſchichte von den ſieben tapferen Schneidern, nach Livland gelangt.

Wir ſind am Ende unſerer Wanderung durch die baltiſche Sagen- und Märchenwelt. Sieben Jahrhunderte haben wir flüchtig durchmeſſen, nur ein geringer Ausſchnitt konnte daher geboten werden. Und doch wird wohl jeder Leſer der Sammlung den heimatlich berührenden Klang, der aus dieſen Erzählungen tönt, nicht überhört haben. Deutſch iſt das Land in ſeinem geiſtigen Leben und deutſch wird es bleiben, ſo lange ſeine Söhne in ihm ſiedeln.

Digitized by Google

Sagen

Die Gründung Rigas und der große Chriſtoph

Vor alten Zeiten floß in Riga ungefähr da, wo jetzt der Stadtgraben iſt, ein Flüßchen, das in die Düna mündete und Rieſing genannt wurde. Wenn die Leute über dieſen Fluß wollten, ſo gab es da keine Brücke, auch keine Fähre, ſondern ein großer Rieſe, der ſeine Höhle dort hatte, wo jetzt die Kaſematten an der Karlspforte ſtehen, trug die Leute auf ſeinen Schultern durch den Fluß. Nun begab es ſich in einer Nacht, da es ſehr finſter war, daß ein lautes Rufen den Rieſen in ſeiner Höhle weckte. Er ſtand auf, und da er in der Finſternis niemand gewahr werden konnte, zündete er ſeine Laterne an und leuchtete in die Nacht hinaus. Da ſah er am jenſeitigen Ufer ein armes Kind ſtehen, das weinte ſehr und bat, es hinüber zu holen. Der Rieſe watete durch den Fluß, hob das Kind auf die Schulter und brachte es in ſeine Höhle, wo er ihm ein Nachtlager bereitete. Am andern Morgen war das Kind verſchwunden, aber wo es geruht hatte, da war eitel Gold, das hatte der Rieſe in einer großen Tonne in ſeiner Höhle bewahrt, und als er bald darauf geſtorben iſt, hat man mit dem Gelde die Stadt Riga erbaut, des Rieſen Bildnis mit dem Kinde aber zum ewigen Andenken in der Gegend ſeiner Höhle aufgeſtellt.

Digitized by Google

Die Ochsenhaut und Rigas Gründung

Als die Bremischen Kaufleute mit den Liven an der Düna vertraut geworden waren, baten sie sich von deren König soviel an Grund und Boden aus, als sie mit einer Ochsenhaut umgreifen könnten. Der König ahnte nicht, daß unter dieser Bitte ein Trug versteckt liege, und bewilligte sie. Da zerschnitten die Deutschen eine Ochsenhaut in ganz feine Riemen und umfaßten damit einen Teil des Landes, wo jetzt Riga gelegen ist, und fingen an, von Steinen ihre Gebäude zur Bergung der Waren aufzuführen. Um aber von den Heiden nicht beraubt zu werden und sicherer in ihrer Mitte zu wohnen, suchten sie beim König um Erlaubnis nach, ein Steinhaus zu erbauen, wo sie sich schützen könnten, wenn ihnen von den Heiden Gewalt widerführe. So ließen sie Baumaterial aus Deutschland kommen und fingen zuerst an, dem Heiligen Mauritius auf einer Insel, die mitten im Wasser des Dünaflusses gelegen ist, eine Kirche zu erbauen, und nach deren Vollendung führten sie die Burgen Úrkúll und Dahlen auf.

Mitau

Mitau, die Hauptstadt des Herzogtums Kurland und Residenz nebst einem festen und schönen Schlosse, soll den Namen haben von zwei untereinander um diesen Ort streitenden Brüdern, deren einer dem andern zugeschrien: „Et kommt mi tau!"

Die Gründung Wolmars

König Waldemar II. von Dänemark hatte einst einen heftigen Kampf mit den Eingeborenen Livlands zu bestehen. In einer Schlacht, als die Entscheidung schwankte, und ein Priester in inbrünstigem Gebet

Digitized by Google

wie einſt Moſes mit erhobenen Händen den Sieg herabflehte, da fiel eine weiße, mit einem roten Kreuz geſchmückte Fahne vom Himmel. Das Wunder belebte den Mut der Krieger ſo, daß ſie die Menge der Feinde ſiegreich zerſtreuten und Gott für das herrliche Banner prieſen, das den Dänen noch oft in ſchweren Kämpfen den Sieg erwirkte. Es iſt der Danebrog. Zur Erinnerung an jenen wunderbaren Sieg aber wurde eine Stadt und ein Schloß erbaut, die man Waldemar (Wolmar) benannte.

Dorpats Name

Woher die Stadt Dorpat urſprünglich den Namen überkommen, iſt ungewiß. Doch wollen einige, es komme der Name her von den beiden niederſächſiſchen Wörtern „dar bet," das iſt „dort weiter." Denn da die Deutſchen, ſagen ſie, ſich dieſes Ortes bemächtigt und allda eine ordentliche Stadt zu bauen Balken den Strom herabgeflößt, ſolche Balken aber an einem Ort des Ufers angeſtoßen und ſtehen geblieben, haben etliche aus den Deutſchen ſolches für ein gut Zeichen gehalten und gewollt, daß man an ſelbigem Orte die Stadt anlegen ſollte. Andere aber haben dieſem widerſprochen mit den Worten: „Dar bet!" das iſt „Dort weiter!" Und weil dieſer letzten Wille den Platz behalten, ſei folgends die Stadt genannt worden Darbet.

Revals Gründung

I

Vor mehr als achthundert Jahren lebte in Dänemark ein König, deſſen beide Kinder, ein Sohn und eine Tochter, in verbrecheriſcher Liebe zueinander entbrannt waren. Als der König dieſe ſtrafbare Zuneigung entdeckte, verbannte ſein gerechter Zorn die Prinzeſſin, als den am meiſten ſchuldigen Teil, für immer aus dem Lande. Sie wurde auf ein Schiff gebracht mit der Weiſung, ſich nun ſelbſt einen entfernten Aufenthaltsort für ihre übrige Lebenszeit zu wählen. Der Sturm trieb die reuige Verbannte an die Küſte Eſtlands, und die Stelle wurde ihr ſo lieb, daß ſie beſchloß, ſich hier niederzulaſſen und von ihren mitgebrachten Schätzen eine Stadt zu gründen, die nachher Tani-lin, Dänenſtadt, genannt wurde, jetzt aber Reval heißt. Auf

Digitized by Google

dem Domberge dort ſoll das Schloß der Prinzeſſin geſtanden haben. In ſpäterer Zeit hat der König von Schweden ſie wieder mit ihrem erzürnten Vater verſöhnt, und Eſtland kam bei dieſer Gelegenheit nach und nach immer mehr unter die Herrſchaft der Dänen.

II

Reval, geht die gemeine Sage, habe den Namen von dem Fall eines Rehes, das auf dieſem Platz ſein Ende genommen haben ſoll. Denn wie König Woldemar dieſe Lande bekrieget und zum Glauben gebracht, ſei er, ſagt man, eines Tages mit ſeinem Hofgeſinde ſpazieren ausgeritten und zur Ergötzung ſei ein Jagen fürgenommen worden. Nun ſei eben unter anderen Tierlein dieſer Landesart auch ein ſchönes Reh mit aufgetrieben, welches dem König inſonderheit ſo wohl gefallen, daß er befohlen habe, dasſelbe womöglich lebendig zu bekommen. Wie auch ein jeder ſich darauf bemüht und das arme Rehlein geſehen, daß es von allen Orten her umſchränkt war, ſei es dieſem Ort zugelaufen und endlich, da ihm Menſchen und Hunde emſig nachgehängt, man auch nicht anders vermeint, als daß es da beſtehen bleiben und ſich gefangen geben müßte, nicht wiſſend wo mehr aus oder ein, zum Teil aus Schrecken, zum Teil aus Müdigkeit über den Klint oder Felſen herunter geſtürzt und im Fall den Hals gebrochen. Iſt mir auch wohl eher der Ort des ſpitzen und ſcharf herfürragenden Steinfelſes oder Klints, der in der Höhe zwiſchen der Schweſter-Pforten und der andern vorgebaueten Pforten, da die Zugbrücke iſt, ſich ſehen läßt, vor die rechte Malſtatt gezeigt und gewieſen worden, von dannen herunter das Reh ſeinen tödlichen Fall ſoll genommen haben.

Digitized by Google

Warum Reval niemals fertig werden darf

Jeden Herbſt einmal ſteigt in finſtrer Mitternacht ein kleines graues Männlein aus dem oberen See bei Reval, geht den Berg hinunter an das Stadttor und fragt den Torwächter: „Iſt die Stadt ſchon fertig, oder gibt es dort noch etwas zu bauen?“ In großen Städten pflegt es nun ſo zu ſein, daß die Bauarbeit ſelten feiert, denn wenn ſelbſt keine neuen Gebäude aufgeführt werden, ſo gibt es doch aller Orten an den alten zu beſſern und zu flicken und ſonſtiges zu tun, ſodaß kaum eine Zeit eintritt, wo alle Werkleute ruhen. Sollte aber auch einmal alle Arbeit ſtill ſtehen, ſo darf man das dem Seemännlein doch nicht verraten. Deshalb iſt von Obrigkeit wegen allen Torwächtern ſtrenger Befehl gegeben, auf die Frage des alten grauen Männleins jedesmal zu antworten: „Die Stadt iſt noch lange nicht fertig, viele Gebäude ſind erſt zur Hälfte aufgeführt, und es kann noch manches liebe Jahr währen, bis alle Arbeiten zuſtande gekommen ſind.“ Das fremde alte Männlein ſchüttelt dann zornig den Kopf, murmelt etwas in den Bart, was der Wächter nicht verſteht, dreht ſich raſch um und geht zum oberen See zurück, wo ſein bleibender Aufenthalt iſt. — Sollte ihm auf ſeine Frage jemals die Antwort gegeben werden, daß es in der fertig gewordenen Stadt nichts mehr zu bauen gebe, ſo würde Reval zur ſelbigen Stunde ein Ende nehmen, weil der obere See mit ſeiner ganzen Waſſermaſſe vom Laaksberge herab ins Tal ſtürzen und die Stadt ſamt allem, was darinnen iſt, erſäufen würde*).

*) Die Entſtehung dieſer Sage erklärt ſich durch den Umſtand, daß der obere See wirklich bei ungenügender Ableitung oder heftigem Sturme die Niederungen Revals überſchwemmt.

Digitized by Google

Arensburg

Die Inſel Ösel war früher viel kleiner, und es lebten nur zwei Bauern darauf, die aber beide ſtarke und mächtige Männer waren. Der eine von ihnen, Arnz, griff ſeinen Nachbar Mohn, mit dem er ſchon öfter in Streitigkeiten verwickelt geweſen war, an und zwang ihn endlich, aus Ösel zu weichen und ſich auf eine benachbarte kleinere Inſel zurückzuziehen, die nach ſeinem Namen Mohn genannt wurde, und auf der er eine große, feſte Burg errichtete. Arnz aber erbaute eine Feſtung, ein Schloß mit einer Stadt, die nach ihm den Namen Arensburg erhielt.

Im Schloſſe zu Arensburg iſt eine tiefe Kellergrube, in der früher die Gefangenen verwahrt wurden, und die man die Löwengrube nennt. Aus dem Innern des Schloſſes führte ſonſt ein unterirdiſcher Gang bis nach Karmel, wo er in einem Gebüſch endete. Oft hat man verſucht, hineinzudringen, aber immer ſah man ſich durch die darin herrſchende ſchlechte Luft gehindert.

Zwiſchen der Wand des alten Schloſſes zu Arensburg und dem Walle iſt ein kleiner Teich, der jetzt gewöhnlich ausgetrocknet liegt. An der Wand ſieht man die Überreſte eines Vorſprungs, der ſonſt eine Kanzel geweſen ſein ſoll, und den man deshalb die Biſchofskanzel nennt. Als nämlich die Feinde im Begriff waren, in das Schloß einzudringen, beſtieg der Biſchof die Kanzel und ermahnte die Verteidiger zu tapferer Gegenwehr. Da er aber merkte, daß die Feſtung doch in die Hände der Feinde geraten würde, ſtürzte er ſich in den Teich und ertrank.

Digitized by Google

Runö

Die Insel Runö, die einsam in der Mitte des rigaschen Meerbusens liegt, wird von einer kleinen Gemeinde Schweden bewohnt, die in ihrer Abgeschiedenheit ihre Eigentümlichkeit in Sprache und Sitte treu bewahrt haben. Vor vielen Jahren kamen Seehundsjäger von den Aalandsinseln in einem Boote hier an und nahmen die damals unbewohnte Insel in Besitz. Als sie bei ihrer Rückkehr ihren Landsleuten die Trefflichkeit des neuentdeckten Ländchens priesen, folgten mehrere ihrem Beispiele, besetzten ein großes Schiff und fuhren auf ihm nach Runö, um sich daselbst niederzulassen. Es gelang ihnen, bei hohem Wasserstande das Schiff in eine flache Bucht hineinzutreiben, wo es sicher vor der Gewalt der Stürme liegen konnte. Sie selbst aber fuhren fort, den Seehundsfang zu betreiben, und begannen bald, den Acker fleißig zu bebauen, der sich durch ergiebige Ernten dankbar erwies. Von ihnen stammen die jetzigen Bewohner der Insel, kühne Schiffer und Seehundsjäger und fleißige Ackerbauer. — Das Schiff aber, mit dem sie gekommen, blieb in der Bucht liegen, da es bei niedrigem Wasserstande nicht wieder herauskommen konnte. Allmählich trocknete das Wasser aus, aber es bildete sich ein tiefer Morast rings umher. Noch vor wenig Jahren unterschied man die Überreste eines großen Schiffes, dessen Rippen über einen Fuß dick waren, in dem am Fuße des Haubiärgs liegenden Sumpfe.

Nach einer Sage der Rogöer waren die Runöer früher in Rogö angesiedelt, wurden aber wegen ihrer beständigen Räubereien nach Runö verbannt, und ihnen ward auferlegt, eine ganz besondere weißgraue Kleidung zu tragen, wodurch sie sich gleich als Verbrecher kenntlich machten.

Die Tataren auf Worms

Worms wurde von den Tataren verwüstet, und nur wenige retteten sich auf den großen Stein Smäen, d. i. Schmiede, bei Borby, wo sie die Feinde, die sie mit Haken und Bolzen aus Armbrüsten zu erreichen suchten, durch siedendes Wasser abwehrten. Bei Kerstätt gruben die Bauern im Walde tiefe Löcher, in denen sie sich verbargen, obgleich die Feinde, die Stimme von Schweden nachahmend, ihnen zuriefen: „Christina! Gustav! Kommt hervor! der Feind ist fort! zum Teufel!“ Den Pastor überfielen sie im Pastorat, und da er in die

Digitized by Google

Badſtube flüchtete, zündeten ſie dieſe an, ſchmäuchten ihn zu Tode, zerſtörten die Kirchenpapiere und führten Dokumente und Kirchengeräte nach Öſel. Auch in den Dörfern trieben ſie die Menſchen in die Häuſer und zündeten ſie an. Den Männern zogen ſie das Fell vom Rücken, den Weibern ſchnitten ſie die Brüſte ab und brachten alles um; denn ihr Hauptmann hatte befohlen, keinen zu verſchonen. Ein Soldat kam in ein leeres Haus; nur ein Kind lag lächelnd in der Wiege, ſtreckte die Arme gegen ihn aus und ſah ihn freundlich bittend an, ſodaß er gerührt ſchon umkehren wollte. Da fiel ihm der ſtrenge Befehl des Hauptmanns ein; er warf die Wiege um und durchbohrte das Kind von hinten.

Des Ordensmeiſters Sifrid Lander von Spanheim Tod

Im Jahre 1424, des Montags nach Mitfaſten, ſtarb der Meiſter von Livland, Sivert von Spanheim in wunderlicher Weiſe, als er geladen ward vor den Richtſtuhl Chriſti.

Nämlich zu der Zeit war in Livland ein friſchlicher Kaufmann, liebgehabt von allen Leuten, geheißen Marquard Clemgouwe, geboren von Lübeck. Dem wollte der vorgenannte Meiſter geben zur Ehe eine berüchtigte Frau und, als man ſagte, ſeine Konkubine. Als nun Marquard die nicht nehmen wollte um Schande willen, da verklagte ihn dieſelbe Frau, Odele genannt, vor demſelben Meiſter und legte ihm Dieberei fälſchlich zu; denn da ſie ſah, daß er ſie verſchmähte, da erdachte ſie dieſe Lüge auf ihn. So ließ der Meiſter zuhand greifen den Kaufmann und ließ ihn binden und gefangen legen, und wiewohl daß ſich der Kaufmann redlich unſchuldigete und ſeine Unſchuld klärlich beweiſete und dazu viele gute Leute für ihn baten, doch ja

Digitized by Google

ward der Mut des Meisters nicht gewandelt, sondern er richtete ihn ungerecht zum Galgen.

Also da Marquard stund bei dem Galgen und mußte sterben, da rief er lauter Stimme, daß das alles Volk hörte und viele Leute darvon weinten, und sprach:

„Nachdemmale, daß ich von diesem irdischen Richter mit Unrechte bin verurteilt zu dem hohnlichen Tode, so bescheide ich mein Recht vor den ewigen, wahren Richter und lade vor seinen Richtstuhl den ungerechten Richter Sivert von Spanheim, den Meister von Livland, daß er an dem dreizehnten Tage dar komme und höre ein wahr und ein gerecht Urteil!"

Da er das gesagt hatte, da ward er gehängt und starb.

Und Meister Sivert kehrte sich nicht an die Ladung, vielmehr er blieb bei seinem Sinne. Jedoch als der dreizehnte Tag kam, und der Meister lag in seinem Bette, da ward er hastig siech, und als die Knechte zu ihm kamen, da sagte er mit bebender Stimme: „Bittet alle Gott für mich; denn ich muß allzuhand von hier und sehe den, der mich geladen hat, und hier ist keine Hoffnung des Lebens." — Also verkehrte er seine Augen und Angesicht und starb.

Darnach in Kurzem ward dasselbe quade Weib angesprochen um Diebereien willen, die sie wahrlich getan hatte. Aber sie ward verbürgt zu Rechte, und noch vor der Zeit des Gerichts ließ sie sich scheeren als einen Schüler und ward heimlich zu Pferde weggeführt in Preußen.

Ein Herr von Pahlen rettet Reval aus Feindeshand

Reval, welches darum das jungfräuliche heißt, weil kein Feind es jemals bezwungen hat, war einst einen ganzen Sommer hindurch von einem feindlichen Heere umzingelt. Obgleich nun die rings um die Stadt laufenden Mauern und Schanzen stark genug waren, den Feind abzuwehren, so kam es doch mit der Zeit dahin, daß der Hunger die Bewohner quälte, und daß bei der von Tag zu Tag wachsenden Not die Schwächern schon verzweifeln wollten. In dieser Bedrängnis wurde ein Pahlen ihr Retter. Listiger Weise ließ er, als wollte er den hungernden Bewohnern der Stadt Proviant zuführen, eine Frachtfuhre vom Laaksberge her in die Nähe des feindlichen Lagers abgehen, wo denn die mit Lebensmitteln und Bier beladenen Wagen sofort fest-

Digitized by Google

gehalten wurden. Im Lager aber herrschte nicht viel weniger Mangel als in der Stadt, weswegen die Kriegsleute sich wie hungrige Wölfe auf den Proviant stürzten, sodaß niemand Zeit hatte, auf die Stadt viel acht zu geben. Diesen kurzen Zwischenraum suchte nun der Herr von Pahlen zur Rettung der Stadt zu benutzen.

Er ließ zur See einen gemästeten Ochsen nebst einigen Scheffeln Malz heimlich in die Stadt bringen. Die Einwohner brauten nun alsbald frisches Bier, brachten zur Nachtzeit große Kufen auf die Stadtwälle, kehrten sie um und gossen das gährende Bier darauf, sodaß der Schaum über die Ränder floß. Dann wurde der Stier auf den Wall gelassen. Das Tier lief brüllend umher und warf mit den Hörnern die Erde auf. Als nun die Feinde die schäumenden Bierfässer und den gemästeten Ochsen gewahr wurden, da sank ihnen plötzlich der Mut: „Hol' euch der und jener!" riefen die Kriegsleute — „wer noch soviel Bier brauen und Mastochsen auf den Wällen umherlaufen lassen kann, den können wir nicht durch Hunger aus der Stadt treiben, vielmehr werden wir noch früher dem Hunger verfallen als jene." Am andern Morgen sah man wie der Feind das Lager räumte und den Rückmarsch antrat; Reval aber war wiederum gerettet.

Die Belagerung Hapsals

Vor vielen Jahren wurde das Schloß Hapsal von den Polen belagert, und die Besatzung, obgleich sie durch den unterirdischen Gang, der unter der See hindurch nach Neuenhoff führte, zuweilen Lebensmittel erhielt, geriet in die furchtbarste Hungersnot, denn die Belagerung zog sich schon in das siebente Jahr hinein. Die Feinde aber litten auch Mangel und schickten einen Spion ab, um zu erkunden, ob das Schloß sich noch lange halten werde können. Die Belagerten, die seine Absicht merkten, brauten aus den letzten Resten der vorhandenen Gerste starkes Bier, ließen den einzigen noch lebenden Ochsen davon

Digitized by Google

saufen, so viel er wollte, führten ihn überall innerhalb der äußeren Ringmauer umher und reizten ihn zum Brüllen, so daß der Kundschafter an den verschiedensten Stellen dies Lebenszeichen vernahm und die Bierkufen sah, die an der Mauer dem Feinde zur Schau ausgestellt waren. Als nun dem Heerführer berichtet wurde, daß noch hinreichender Vorrat da sein müsse, hob er die Belagerung auf und zog von dannen.

Der schlafende König

Vor vielen Jahren hielt ein dänischer König, der die Insel Worms mit Gewalt der Waffen erobert hatte, sein Nachtlager in dem Dorfe Norby, und zwar in dem Gesinde Hetmann. Ehe er sich schlafen legte, sagte er: „Wenn ich diese Nacht ruhig schlafen kann, will ich das Dorf verschonen; sonst wird es morgen abgebrannt." Alles war sogleich still, das Vieh wurde entfernt, die Hähne in den Wald gebracht, und bald lag stiller Friede über der ganzen Gegend, sodaß der König fest einschlief. Doch saßen die Wirtsleute ängstlich horchend im Vorhause, um jede etwa entstehende Störung sogleich entfernen zu können. Um Mitternacht glaubte die Wirtin im Zimmer des Königs etwas sich bewegen zu hören, schlich leise hinein und entdeckte im falben Mondschein auf dem Tische etwas, von dem ein regelmäßiges Nagen oder Picken ausging. In der Meinung, es sei eine Maus, die des Königs Kleider zernagen oder ihn gar aus dem Schlafe wecken könne, schlug sie darauf und zertrümmerte — des Königs Uhr. Als am andern Morgen die Sonne aufging, lag der König noch in festem Schlafe, und als er erwachte, fühlte er sich so gestärkt und zufrieden, daß er Befehl gab, gegen die Bewohner des Dorfes keine Feindseligkeiten vorzunehmen. Beim Ankleiden bemerkte er, daß seine Uhr zerstört war, ließ unwillig sogleich die Wirtsleute holen und bedrohte sie mit strenger Strafe. Zitternd fiel die Wirtin vor ihm auf die Knie, erzählte von ihrem Irrtum und von ihrer Sorge für des Königs Kleider und Ruhe und bat um Gnade und Verschonung. Gerührt und lachend über ihre Unwissenheit verzieh ihr der König und verließ das Dorf voller Huld, begleitet von den dankbaren Segenswünschen der Bauern.

693052

Digitized by Google

Jacob de la Gardie

Der ſchwediſche Feldhauptmann Jacob de la Gardie, Beſitzer des Schloſſes zu Hapſal, war in allen ſeinen Unternehmungen glücklich, aber er tat alles mit großer Langſamkeit, Ruhe und Bedachtſamkeit, daher ihn die Eſten laisk Jaako, den faulen Jacob, nannten. Als er einſt in der Badſtube war, meldete ihm ſein Adjutant, daß ein unzähliges, feindliches Heer im Anmarſch ſei. Er legte ſich ruhig auf die andere Seite und ſagte: „Die müſſen warten, bis ich fertig bin!" und ohne ſich zu übereilen, vollendete er ſein Bad. Dann aber trat er dem Heere der Feinde entgegen, nahm ein Federkiſſen, öffnete es und ließ die Federn im Winde fliegen. Indem er rief: „Heraus, heraus, Roß und Mann!" verwandelte ſich jede Feder in einen Reiter zu Pferde und ſo gelang es ihm leicht, der Feinde mächtig zu werden.

Ein anderes Mal fehlte es ihm wieder an Truppen, und ſein Bundesgenoſſe, der Teufel, mußte auf das Dach einer Kirche — zu Hapſal, zu Worms oder zu Reval — ſteigen und Späne herabhauen. Indem er bei jedem Hiebe rief: „Häſt och man (Pferd und Mann)!" verwandelte ſich jeder Span in einen Reiter, und ſo gewann er den Sieg. Um ſich von der unbequemen Verbindung mit dem Teufel zu löſen, erbaute er die ſchöne Jacobskirche in Stockholm und betete lange am Altar. Während dieſer Zeit hörte man deutlich das Raſſeln eines Wagens und ſah Funken aus dem Steinpflaſter hervorbrechen. Wahrſcheinlich war dies der Teufel, der ſich ärgerte, daß ihm ſein Opfer entgangen ſei.

Digitized by Google

Als der Teufel schon einmal früher die Seele des alten Feldherrn zu holen kam, lag dieser noch im Bette und bat den bösen Feind, nur solange mit ihm Geduld zu haben, bis er fertig angekleidet sei. Dies versprach jener, erklärte aber, länger auf keinen Fall warten zu wollen, da er schon öfter durch nichtige Vorwände hingehalten worden sei. „Gut", antwortete Jacob, „aber nun werde ich mich wohl hüten jemals fertig angekleidet zu sein!" Daher fehlte ihm immer etwas an seiner Kleidung, ein Strumpfband, ein Halstuch oder ein Stiefel, und so oft der Teufel den Versuch machte, ihn davonzuführen, mußte er immer unverrichteter Sache weichen, bis endlich durch Gottes Gnade und die Erbauung der Kirche der greise Feldhauptmann von seiner eingegangenen Verpflichtung befreit wurde.

Pontus de la Gardies Zug nach Wesenberg

Einst gab es in Estland eine wirre Zeit und langen Krieg; das arme Landvolk barg sich in Wäldern und Sümpfen und unterirdischen Höhlen. In Wesenberg aber saßen die Russen, die man nicht vertreiben konnte, da sie den Feind immer schon von weitem herankommen sahen. Da kam ein Riese her, um sie zu vertreiben, das war Jaak Lagadis. Er kam von Finnland über das Meer herüber. Es war gerade Winter, aber das Meer noch offen, nur hier und da schwamm schon eine Scholle Eis. Auf einer dieser Schollen schiffte der Riese sich ein, seine ganze Mannschaft aber steckte er in einen Sack, den er unter seinen Kopf legte; seinen Mantel spannte er wie ein Segel aus und kam so an die Küste Estlands. Es wehte gerade ein starker Schneesturm; der Riese aber öffnete seinen Sack und bließ seine Mannschaft hinaus; alle waren in Federn verwandelt und von den Schneeflocken garnicht zu unterscheiden. So führte er sie nach Wesenberg und überrumpelte die Russen, die an keinen Überfall dachten. Das tat Jaak Lagadis, den die Deutschen anders nennen, aber es ist derselbe riesige Schwedenhauptmann, der hier vor vielen hundert Jahren gelebt hat.

Kaiser Peter in Linden

Der Kaiser Peter I. war am 8. Juli 1715 mit Kriegsschiffen, Galeeren und Truppen vor Reval angelangt und am 17. weiter nach Westen gesegelt. Am 20. erreichte er Odinsholm, von wo aus nach-

Digitized by Google

mittags 5 Uhr die Galeeren mit vier Regimentern nach Hapſal abgefertigt wurden. Der Zar begleitete ſie ſelbſt dahin, um den Hafen zu beſehen, während die Kriegsflotte bei Odinsholm liegen blieb. In Hapſal, wo er wohl am 21. anlangte, beorderte er die Befehlshaber der Galeeren, mit dieſer Eskadre nach Libau weiterzufahren und dort zu überwintern, um im nächſten Frühjahr deſto leichter nach Pommern zu gelangen.

Wie es heißt, war er unerwartet in Hapſal und zwar an dem Vorgebirge Kaſſininna oder Kaiſersort gelandet, hielt ſich einige Stunden in der Stadt auf, beſichtigte das alte Schloß ſamt der Kirche und ſetzte alsdann, um nach Linden zu kommen, zu der Landſpitze Pullapá über. Nach einer andern Nachricht war er, ohne diesmal Hapſal zu berühren, von ſeiner unter Dagö zurückgelaſſenen Flotte unvermutet mit einer Suite verſchiedener ruſſiſcher Großen und Offiziere in Schaluppen gleich bei Rohhokül gelandet.

Des Zaren Beſuch in Linden am 21. oder 22. Juli 1715 galt dem ſchwediſchen Oberjägermeiſter und eſtländiſchen Landrat Reinhold Baron Ungern-Sternberg, den er bei verſchiedenen Gelegenheiten in Reval und St. Petersburg, ſo bei der Konfirmation der Landesprivilegien und als mehrmaligen Deputierten der Landräte und der Ritterſchaft kennen gelernt hatte. Ungern hatte auch am 29. September 1710 als Landrat die Kapitulation der eſtländiſchen Ritterſchaft unter dem Vizegouverneur General Patkul mit dem ruſſiſchen General Bauer im Hauptquartier zu Hark unterſchrieben.

Aber dieſen ehrwürdigen und hochgeachteten Mann fand Peter nicht mehr lebend vor, er war ſchon am 26. November 1713 in Reval geſtorben. Nur ſeine, wie es heißt, ſeit drei Monaten, richtiger aber ſeit faſt zwei Jahren verwitwete achtzehnjährige Gemahlin Sophie Auguſte, geb. Baroneſſe Pahlen aus dem Hauſe Palms, lebte mit ihrem einjährigen Söhnchen und der Dienerſchaft allein auf dem Gute, deſſen Bewirtſchaftung ſie mit Sorgfalt und Gewandheit leitete. Sie ſoll noch in tiefſter Trauer geweſen ſein, und der unverhoffte Beſuch mag ſie nicht wenig erſchreckt haben. Doch Peter wußte bald ihre Sorge zu verſcheuchen, indem er ihr mit vieler Rührung ſeine Teilnahme an ihrem harten Verluſte zu bezeigen und ſich darüber mit ihr huldreichſt eine Zeitlang zu unterhalten geruhte.

Nun wünſchte der Kaiſer den Garten zu beſehen, der damals im Lande für den berühmteſten galt. Die Frau vom Hauſe beeilte

Digitized by Google

ſich, ihn pflichtſchuldigſt dahin zu begleiten. Da ſie aber nicht ſo geſchwind wie der Kaiſer gehen konnte, ſo verbat er ſich liebreichſt ihre Bemühung und verlangte nach dem deutſchen Gärtner. Mit dieſem hielt er ſich dann über eine Stunde im Garten auf, ſetzte ſich in mehreren Lauben nieder, zuletzt aber in einer von hohen Rüſtern gebildeten, deren Laub ihm beſonders gefiel, ſowie unter einer ſchönen Eiche, wo er ein ihm daſelbſt präſentiertes Frühſtück mit einem Gläschen Danziger Goldwaſſer genoß, während ihm der Gärtner erzählen und über alle Fragen befriedigende Auskunft geben mußte.

Unterdeſſen war in aller Eile und nicht ohne ängſtliche Sorge das Mittagseſſen bereitet, zu dem der Monarch wieder ins Haus gebeten wurde. Ehe man ſich zu Tiſche ſetzte, durchſchritt der Kaiſer die Zimmer, die Einrichtung kennen zu lernen, die Ausſicht über das Meer zu genießen und die Gemälde des ſeligen Herrn in Augenſchein zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit fiel ſeinem ſcharfen Auge eine Stelle an der Wand auf, die durch ihre abſtechende Färbung verriet, daß hier vorher etwas müſſe gehangen haben, was wohl ſeinetwegen weggenommen ſein mochte. Beim Herumſehen fand er hinter dem Ofen das Bild Carls XII., des ehemaligen Landesherrn und jetzt überwundenen Gegners, das man in der Eile abgenommen und verſteckt hatte. Peter ließ es vollends herausziehen und rief: „Ha, Bruder Carl! Jetzt mußt du hinter den Ofen! Vielleicht bedarf es nur einer Schlacht, ſo muß ich hinter den Ofen!“ Indem er bei dieſen Worten auf ſein eigenes gegenüber aufgehängtes Bild deutete, ließ er ſich einen Stuhl an die Wand ſtellen und hängte das Bild eigenhändig wieder an ſeinen Ort.

Während der Mittagstafel kam plötzlich eine Lachtaube, die frei im Zimmer umherzufliegen pflegte, vom Ofen herabgeflogen und ſetzte ſich lachend auf des Kaiſers Kopf. Er winkte, daß niemand ſie verſcheuchen ſolle, haſchte ſie und ſagte: „Die bringt mir Glück!“ küßte ſie und ließ ſie wieder fliegen.

Dann forderte er einen Pokal. Als nun einer gebracht wurde, nahmen die ruſſiſchen Herren aus des Kaiſers Gefolge ihn dem Bedienten mit Ungeſtüm weg, weil ſie bemerkt hatten, daß das Namenszeichen des ſchwediſchen Königs Carls XII. darauf geſchnitten war. Der Kaiſer bemerkte die Verlegenheit des armen Menſchen, der ſich einer Todſünde ſchuldig glaubte, erkundigte ſich nach der Urſache und verlangte den Pokal. Da er nun den Zuſammenhang der Sache durch-

Digitized by Google

ſchaute, verwies er mit großem Unwillen und mit Kraftausdrücken den überdienſtfertigen und ſtutzig gewordenen Herren ihren unzeitigen Eifer, ließ ſich Wein einſchenken und brachte zuerſt die Geſundheit aus: „Bruder Carl ſoll leben!“ Dieſem Trinkſpruch folgten dann noch mehrere andere. Dabei blieb der Kaiſer fortwährend in außerordentlich froher Stimmung zu großem Troſte der Hausfrau und ihrer Dienerſchaft, die größtenteils aus Schweden beſtand.

Einige wollen noch wiſſen, die junge trauernde Witwe ſei dem Kaiſer ſo intereſſant geworden, daß er ſich habe merken laſſen, er wolle nach Ablauf des Trauerjahres für ſeinen General-Adjutanten und Günſtling, den Fürſten Jagofinsky oder Jaghuſchinsky, um ihre Hand werben. Nun hatte aber ein weitläufiger Verwandter von ihr, Hans Baron Roſen, der kürzlich aus der Gefangenſchaft in Sibirien oder Rußland zurückgekommen war, ſich um ihre Liebe bereits mehrfach bemüht, ohne bisher doch irgend ein Zeichen glücklichen Erfolges gewinnen zu können. In der Bedrängnis und ängſtlichen Verlegenheit, in welche der Kaiſer ſie durch ſeine geäußerte Abſicht geſetzt hatte, geſtand ſie ihm, um der Verwirklichung zuvorzukommen, ſchüchtern errötend, daß ſie bereits in ein Verhältnis zu Roſen getreten, und überraſchte dieſen ſofort mit der beglückenden Botſchaft, eilig in Linden zu erſcheinen, worauf ſie ſich denn, ſo bald es ſein mochte, mit ihm verlobte und nicht lange nachher die Hochzeit mit ihm feierte.

Am Nachmittage verlangte der Kaiſer nach Hapſal zu fahren, ſchrieb aber ausdrücklich vor, daß nicht mehr als 2 Pferde vor ſeinen Wagen geſpannt werden ſollten. Nachdem er ſich dann zum Abſchiede bei der Hausfrau für die Bewirtung ſehr verbindlich bedankt und ihre Begleitung durch das Vorhaus bis zur Treppe ſich durchaus verbeten hatte, fragte er vor dem Einſteigen in den Wagen, ob der Kutſcher auch Dütſch ſchnacken könne. Als es nun hieß, er verſtehe nur ſchwediſch und eſtniſch, ſei aber ein ſehr zuverläſſiger Kutſcher für die mutigen Pferde, rief er doch einen Bedienten herbei, den er hatte Deutſch ſprechen hören, und befahl dieſem, daß er ihn fahren ſolle. Der Kutſcher mußte abſteigen, der Diener aufſitzen, und ſo ging es im Fluge zum Hofe hinaus und durch die ſchöne lange Allee auf dem Wege nach Hapſal fort. Und weil der Kaiſer dem Roſſelenker befahl, ſich zu ihm umzuwenden und auf ſeine Fragen zu antworten, ſo bekamen bei der Gelegenheit die dicken, wilden Pferde vollends Freiheit, bis zur Ermüdung zu rennen, welches eine lange Strecke dauerte. Erſt bei

Digitized by Google

dem großen Stein in Paraleth (jetzt Paralep) wurden ſie ruhiger und ſetzten, von Schaum triefend, langſamer und ungeleitet den Weg nach Hapſal fort, wodurch ſie dem unerfahrenen Kutſcher Zeit ließen, ſich zu erholen und der hohen Gnade zu genießen, ſich vom Kutſchbock aus mit dem Kaiſer zu unterhalten. — Einige erzählen auch, die Pferde hätten auf dieſer Fahrt Reißaus genommen und den Wagen umgeworfen, worauf der Kaiſer mit aller Ruhe zum Kutſcher geſagt habe: „Snack, mar füh up de Paerde!“ Dann habe er ihn reichlich beſchenkt und ſich dafür verwendet, daß ihm, als einem Leibeigenen, die Freiheit geſchenkt werde.

In Hapſal beſuchte der Kaiſer den Gerichtsvogt, den er vor deſſen Hauſe antraf, eben im Begriff auf das Dach zu klettern und daſelbſt einige Reparaturen vorzunehmen. Er unterhielt ſich über eine Stunde mit ihm und kehrte dann zu Lande nach Rogerwieck (Baltiſchport) zurück, von wo er mit ſeiner Flotte nach Reval fuhr. Hier traf er die engliſche und holländiſche Eskadre, die nun mit der ruſſiſchen gegen drei Wochen unter großen Feſtlichkeiten und gegenſeitigen Beſuchen zuſammenweilte.

Digitized by Google

Der Olaiturm in Reval

Bald nach Revals Begründung ſtellte ſich das Bedürfnis heraus, für fremde Seefahrer ein Zeichen zu errichten, das ſie gefahrlos nach dem Revalſchen Hafen geleite. Nach langer Beratung ward von den Einwohnern der Stadt der Bau einer neuen Kirche mit einem ſehr hohen Turme beſchloſſen, ſo daß letzterer nicht nur ſämtliche Kirchtürme des In- und Auslandes weit überragen, ſondern auch zugleich ein Wunderwerk der Baukunſt darſtellen ſollte. Man rief einen geſchickten Baumeiſter aus fernem Lande herbei; dieſer kam, prüfte das Material, ſchritt ans Werk und vollendete den Bau in wenigen Jahren glücklich ſoweit, daß das Schiff und die Nebentürme ſtanden; doch wie er eben damit beſchäftigt war, ſeine Anordnung zum Bau des Hauptturmes zu treffen, ſtürzte er vom Gerüſt und brach ſich das Genick. Die Stadt ließ einen neuen Meiſter kommen, den das Schickſal ſeines unglücklichen Vorgängers bald ereilte, und in zwei darauf folgenden Jahren, während man mit der Arbeit nicht viel über die Turmmauer vorwärts kam, waren noch fünf andere Meiſter auf dieſelbe Weiſe umgekommen. Die Nachricht dieſer ſieben Unglücksfälle verbreitete ſich bald überall. Niemand hatte mehr Mut und Luſt, die Hand an ein halsbrechendes Werk zu legen, von dem eine Sage ging, der zufolge der böſe Feind, der beim Untergang der Schiffe ſeine gute Rechnung fand, die Aufſtellung eines höheren Wegweiſers für fremde Seefahrer nicht zulaſſen werde.

So ſtand der Bau ſieben Jahre ſtill, es wurden allmählich immer größere Summen für den Meiſter ausgeboten, der den Turmbau

Digitized by Google

vollende. Aber wie lockend auch das Geld war, niemand wollte sein Leben einbüßen. Da kam endlich der große Olaf und übernahm es für tausend Dukaten, den Bau des verhängnisvollen Kirchturms zu vollenden. Jetzt schritt die Arbeit mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts. Olaf legte nicht nur überall selbst die Hand mit an, sondern übernahm auch in der Regel solche Arbeiten, die mit größter Gefahr verknüpft waren; ja, die letzten zehn Faden*) an der Turmspitze soll er fast ganz allein gebaut haben. Während er diese Riesenarbeit verrichtete, sah man ihn mit einem kleinen, in einen roten Mantel gehüllten Männlein vielfach verkehren, und ob zwar niemand das fremde Männlein kannte, noch einer ähnlichen Erscheinung aus früherer Zeit sich erinnerte, so wollte doch jedermann in diesem Fremdling etwas Unheimliches wittern, und manche sagten dem Olaus geradezu nach, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Da der Baumeister indessen seine übernommene Aufgabe löste, verzieh man ihm gern seine Fehler. Olaf hatte bei Übernahme des Turmbaues die Bedingung gestellt: die Stadt Reval solle ihm am Morgen des Tages, wo er den Hahn auf die Turmspitze setze, die bedungene Summe auszahlen, damit — falls ihm etwas Menschliches widerführe — seine Familie versorgt zurückbliebe. Als man dieser Forderung genügt, schritt der kühne Meister unverzagt an die letzte Arbeit, die er mit erstaunenswerter Kühnheit im Angesicht von unzähligen Zuschauern glücklich vollbrachte. Kaum hatte er jedoch den letzten Nagel eingeschlagen, als er — wie von plötzlichem Schwindel ergriffen — das Gleichgewicht verlor und hinabstürzte. Der kleine Rotmantel erhob ein teuflisches Hohngelächter und war in demselben Augenblick in der Menschenmenge verschwunden. Alle hatten ihn gesehen und sein Lachen gehört, aber niemand vermocht es nachzuweisen, wie er plötzlich verschwinden konnte. Olafs Leichnam fand man zerschmettert, nur die Halswirbel und zwei Rippen waren ganz geblieben, den Kopf konnte man garnicht finden. Man legte der Kirche den Namen ihres Baumeisters bei und hing seine wenigen Knochenüberreste zu seinem Andenken in der Kirche auf, wo sie bis auf den letzten Brand noch aufbewahrt wurden. Olafs Witwe aber soll das empfangene Geld noch an demselben Tage zurückgegeben und dabei erklärt haben: ihres Mannes Seelengeld könne ihr und ihren Kindern nimmer Heil und Segen bringen.

* * *

*) Der „Faden" mißt 2,13 Meter.

Digitized by Google

Als Olaf ſtürzte und unten auf dem Boden aufſchlug, ſprangen ihm eine Kröte und eine Schlange aus dem Munde. Auf dieſem Platz ward Olaf auch begraben, und ſie ſetzten ihm einen Stein, darin ſein eigen Bildnis mit Kröte und Schlange gehauen war. Die Kirche aber nannte das Volk ſeitdem Olai-Kirche, zum Gedächtnis ihres weiſen Erbauers.

Je mehr aber das Volk ſich des herrlichen Gotteshauſes freute, um ſo mehr verdroß es den Teufel. Lange zerbrach er ſich den Kopf darüber, wie er es anfinge die Kirche zu zerſtören. Wenn er ihr nur hätte nahekommen können, ſo wäre es ihm ein leichtes geweſen, aber das durfte er nicht. Da fiel ihm endlich ein Mittel ein, wie er es von fern täte. Er ſuchte ſich in Pernau eine derbe Schleuder und nahm einen Anſatz. Wie er nun gerade die Schleuder umwirbelte, zerriß ſie unter der Laſt des ungeheuren Steines, aber der Stein flog dennoch über die Hälfte ſeiner Bahn fort, bis er auf dem Felde beim Gute Ruil, an der Straße, die von Pernau nach Reval führt, liegen blieb. Und da ruht des Teufels Schleuderſtein noch eben.

Digitized by Google

Die Kirche zu Röthel

Die Kirche zu Röthel, welche die älteste christliche, von den Dänen erbaute Kirche in Estland sein und mit der hapsalschen Schloßkirche ganz gleiche Dimensionen haben soll, ist von einer starken Riesenjungfrau erbaut worden, deren Bild man noch in einem sehr kleinen Abbilde über der Kirchentür ausgehauen sieht. Sie hatte das Gebäude zu einer Wohnung für sich bestimmt und deshalb die Tür so hoch gemacht, daß sie, wenn auch nur mit Mühe, hindurch zu gehen imstande war. „Wenn ein größerer, als ich, einst in dieses Haus eintreten will", sprach sie, „so mag er sich bücken!" Später wurde eine christliche Kirche daraus gemacht.

Vom Boden der Kirche führt innerhalb der alten Kirchenmauer ein Gang abwärts, der nach unten zu vermauert ist. Vor vielen Jahren wagten es mehrere Leute, mit Laternen und Stricken versehn, in den Gang einzudringen; plötzlich aber wurden die Lichter ausgelöscht, und die kühnen Männer halfen sich kaum mit Hilfe der Stricke wieder heraus. Um ähnliche unbesonnene Wagstücke zu verhindern, wurde die untere Seite des Ganges vermauert. — Man behauptet, daß der Gang sonst unter der Erde durch bis nach Hapsal geführt habe; als aber einmal eine Räuberbande oder eine Anzahl von Überläufern sich in ihm verborgen, habe man beide Seiten mit großen Steinen vermauert und die Verbrecher seien darin elendiglich umgekommen.

In katholischer Zeit standen auf dem Altar der Kirche zwölf Apostel von gediegenem Silber, die zur Kriegszeit in eine Kiste gepackt und unter dem Altar in einem Gewölbe verborgen wurden.

Die Kirche zu Fellin

Vor Zeiten lag die Fellinsche Kirche nicht mitten in der Stadt, sondern außerhalb hart am See. Als man sie erbaute, ging im Volk die Rede, daß sie solange stehen werde, bis einmal sieben Brüder zugleich in die Kirche kämen. Weil nun weit und breit die Leute darum wußten, so gaben alle Brüder wohl acht, daß sie nicht mitsammen im Gotteshause wären. Daher sah man auch nicht einmal drei Brüder zugleich in der Kirche.

Einst aber trafen dennoch sieben Brüder in der Kirche zusammen, und keiner wußte um des anderen Kommen. Kaum waren sie alle

Digitized by Google

eingetreten, als die Kirche zu ſinken begann. Voller Angſt drängte das Volk hinaus, und alle retteten das Leben. Nur die ſieben Brüder, um deretwillen die Kirche untergehen mußte, blieben darin. Die Kirche verſank aber ſo tief, daß auch die Turmſpitze verſchwand.

Wer in der Neujahrsnacht um die zwölfte Stunde bei der Stätte der verſunkenen Kirche ſteht, vernimmt eine wunderbare, bewegliche Stimme, die jeden anlockt und jeden zwingt, ihrem Klange zu lauſchen. Und nicht früher kann der Lauſcher von dieſer himmliſchen Stimme ſcheiden, als bis die Kirchenglocken, die noch unter der Erde fortklingen, den letzten Ton ausgeläutet haben. Die Stätte der Kirche erſcheint aber dem Auge heutigen Tages nicht anders als ein quelliger Wieſengrund.

Die öſelſchen Turmzieher und die Sühneburg

Auf dem Eiland Öſel liegen zwei Schlöſſer, Arensborch und Sovnenborch, da der hohe Turm ſteht, da die Schiffer ihren Kurs nach richten. Welchen Turm vormals die öſelſchen Bauern mit ihren Ochſen haben an einem ſtarken Ankertaue umreißen wollen. Sie haben das Tau oben feſtgemacht am Turme und viel Ochſen vorgeſpannt. Wie aber die vorderſten angezogen, ſind die hinterſten, weil ſie bei den Hörnern angeſpannt geweſen, in die Höhe geführt und gezogen. Da haben die Bauern gerufen in ihrer Sprache: „Ole, ole Fadder, herge lop Himelreich (hör, hör Vater, die Ochſen fahren zum Himmel).“ Dies haben ſie darum getan, daß ſie nach dem Alten möchten die Beute vom geſtrandeten Gut erhalten. Aber ſie haben zur Strafe das Schloß Sovnenborch (Sühneburg) bauen müſſen.

Eine andere Überlieferung erzählt Folgendes:

Die Öſelaner gewannen nichts mehr durch Schiffsſtrandungen, ſeitdem die vorſichtigen Dänen an der weſtlichen Küſte der Inſel eine Feuerbake errichtet hatten. Der Eigennutz und die Habſucht riet ihnen demnach, auf die Zerſtörung des Leuchtturmes zu ſinnen. Solches glaubten ſie dadurch zu bewerkſtelligen, daß ſie an der Spitze desſelben ein langes Schiffstau befeſtigten und an das untere Ende des Taues einige Züge Ochſen anſpannten. Da nun die vorderſten das Seil anzogen, ſo wurden die hinteren natürlich etwas in die Höhe gezogen, wobei die Antreiber der Tiere gerufen: „Halt, Brüder! das geht nicht ſo.

Digitized by Google

Seht ihr nicht, daß die Ochſen gen Himmel fahren?" Zur Strafe dieſes Vorwitzes hätten ſie das Schloß Sühneburg erbauen und, wie die Sage geht, den Kalk ſtatt mit Waſſer mit ſüßer Milch einrühren müſſen.

Dieſe Begebenheit ſcheint begründet zu werden durch ein noch übliches Schimpfwort, womit das Volk in der Strandwiek die Inſulaner im Wortwechſel noch jetzt zu belegen pflegt, wenn es zu ihnen ſagt: „Du Turmzieher!"

Digitized by Google

Schloß Edwahlen

Zwei Brüder Johann und Friedrich Behr, Enkel Johann Behrs, Statthalters des Herzogs Magnus im Stifte Pilten und Erbherrn auf Schloß Edwahlen freiten beide nach dem schönen Fräulein Sibylle von Maydell, wohl aus dem Schlosse Dondangen. Sie aber, eine wilde Jägerin, wollte vom Ehejoch nichts wissen, sie schweifte stets im grünen Jagdkleid im Walde umher und spottete ihrer vielen Freier. Johann glaubte den älteren Bruder bevorzugt und erschlug ihn in einsamer Nachtstunde im Schlosse Edwahlen, wo Friedrichs Blut die Wand des Gemaches bespritzte. Die Tat ward verheimlicht, die Wand gereinigt, Friedrich, als am Schlagfluß plötzlich verschieden, festlich beerdigt und Johann erlangte endlich die Hand der spröden und wilden Sibylle, die von ihren Eltern zur Entscheidung für einen ihrer Freier gedrängt wurde und zuletzt den wilden und in allen ritterlichen Künsten gewandten Johann allen andern vorzog.

Während der Werbung um Sibylle war die blutige Tat in Johanns Erinnerung in den Hintergrund getreten, stolz zog er mit seiner Gemahlin in Edwahlen ein. Aber beim Eintritt in das Mordgemach erblickte er den verhängnisvollen, wieder an der Wand zum Vorschein gekommenen Blutfleck und stürzte bewußtlos nieder. In wilden Fieberphantasien erwachte er und seine Reden erweckten bei der jungen Frau Ahnungen der grauenvollen Tat, denen ein volles Geständnis in banger Krankheitsstunde traurige Gewißheit gab. Allmählich genas Johann, aber sein Mut war gebrochen. Gewissensangst ließ ihn alle Menschen meiden

Digitized by Google

und trieb ihn unſtät im Walde umher, wohin ſelbſt Sibylle ihn nur ſelten begleitete, denn ſie war von dem ſchweren Geheimnis belaſtet und maß ſich einen Teil der Schuld zu. Von dem geliebten Waidwerk bewahrte ſie nichts als das grüne Kleid und wandelte meiſt allein im einſamen Schloß umher oder ſaß im alten Saal und ſpann. Um das Verbrechen zu ſühnen baute Johann die Kirche in Edwahlen, aber damit kehrte die Ruhe in die Seelen der unglücklichen, kinderloſen Gatten nicht ein.

Einſt ſaß Sibylle wieder an einem Herbſtabend allein an ihrem Spinnrad im Saal, da erſchien aus dem anſtoßenden runden Turm ein Zwerg. Sie erſchrak wohl, aber der Kleine ſprach ſo lieblich und fein, daß ſie ihn anhören mußte. Er bat um Abtretung des Saales zur Feier der Hochzeit ſeines Königs und verſprach dafür ein ſchönes Geſchenk, jedoch unter der Bedingung, daß kein menſchliches Auge dieſe Myſterien belauſchen dürfe. Sibylle verſprach es, zog ſich in ihr Schlafgemach zurück und verſchloß vorher den Saal.

Johann war ſpät von ſeinen einſamen Streifereien heimgekehrt und lag halb wachend, halb träumend auf ſeinem Lager. Da hörte er wunderbar liebliche Muſik vom Saale herübertönen. Halbbewußten Sinnes ging er der ſüßen Melodie nach, ſchaute, da er die Tür verſchloſſen fand, durch das Schlüſſelloch und ſah da die glänzende Hochzeit der Zwerge. An einem Ende des Saales war ein kleiner Altar errichtet, vor dem ein Zwergprieſter ein niedliches, mit Krone und Szepter geſchmücktes Paar einſegnete. Von da ging der Zug zur prächtigen Hochzeitstafel in einem anderen Teile des Saales, wo kleine Pagen die geputzten Dämchen und Herrchen mit kleinen goldenen Schüſſeln und kryſtallenen Flaſchen bedienten. Nach gehobener Tafel ging man in einen anderen hellerleuchteten Teil des Saales und tanzte den Hochzeitsreigen. Immer begleitete die bezaubernde Muſik in den mannigfaltigſten Weiſen das Feſt, bis die ganze Zwerggeſellſchaft, das junge Königspaar voran, in kleinen, bereitſtehenden Wagen nach dem Turme fortfuhr und dort verſchwand. Da graute der Morgen und wankenden Schrittes ging Johann zu der eben erwachten Sybille, um ihr das Erlebte zu erzählen. Sie jammerte laut auf, weil ſie wegen des enthüllten Geheimniſſes der Zwerge und des ihnen gegebenen Verſprechens ſchlimmes ahnte. Auch Johann ergriff tiefe Angſt. Er wollte aus dem unheimlichen Schloſſe entfliehen, warf ſich auf ein Pferd und ſtürmte fort. Bald aber kehrte das Roß ohne Reiter, zitternd und mit Schaum

Digitized by Google

bedeckt in den Schloßhof zurück. Sybille eilte mit ihren Leuten in wilder Angſt hinaus, um den Gatten zu ſuchen und fand ihn unweit des Schloſſes entſeelt am Fuße der noch jetzt im Parke von Edwahlen ſtehenden Eiche.

Schlaflos ſaß Sibylle abends wieder allein im ſtillen Schloß neben dem müßigen Spinnrad, als derſelbe Zwerg, eine goldene Spindel in der Hand, wieder erſchien und zu ihr ſprach: „Deinen Gemahl hat ſein wohlverdientes Geſchick ereilt. Das menſchliche Auge, das unſere Myſterien geſehen, muß ſich auf immer ſchließen, einer der unſrigen ſcheute an jener Eiche das Roß, ſo daß der Reiter abgeworfen wurde und ſterben mußte. Doch auch der erwieſene Dienſt bleibt nicht unbelohnt. Unſer König ſendet dir dieſe goldene Spindel. Sorge, daß ſie in dieſem Schloß erhalten werde, dann wird es auch beſtehen und das Glück ſeinen Beſitzern hold ſein.“ Sibylle ließ die Spindel in eine Mauer des Saales einmauern und übergab dem letzten Bruder Johanns, Ulrich, als rechtmäßigem Erben, das Schloß mit deſſen ſchauerlichen und wunderbaren Geheimniſſen. Nur kurze Zeit noch lebte ſie darauf und hielt ſich ſtets im alten Saale auf, die ihr anvertraute Spindel bewachend. Da fand man ſie eines Abends entſeelt ſitzen, das Antlitz dahin gewendet, wo die Spindel eingemauert war. Selbſt nach dem Tode noch ſoll ſie öfters im grünen Jagdkleid des Nachts in den Gängen des Schloſſes und im alten Saal erſchienen ſein, für die anvertraute Spindel und mit ihr für das Geſchick des Schloſſes und ſeiner Bewohner ſorgend.

Der Blutfleck an der Wand des Mordgemachs wollte gar nicht verſchwinden und trotz allen Übertünchens ſchimmerte er immer wieder durch, ſo daß man einen alten Schrank davor ſtellen mußte. Der Beſitzer Edwahlens, Baron Adolf Behr und ſeine Gemahlin Eveline, geborene Gräfin Keyſerling-Rautenburg, ließen das Schloß in den Jahren 1835—1841 im alten Stil erneuern und ausbauen. Da wurde auch der Blutfleck im Schloſſe getilgt, indem ein Kamin an der Stelle in die Wand hineingebrochen und ſo durch das Feuer des häuslichen Herdes der Mord geſühnt wurde. Bei dieſem Umbau ſtarb im erſten Jahre plötzlich der Architekt im Schloß und ſein Nachfolger fand ebenfalls ſeinen Tod durch einen Sturz vom Gerüſt. Da ſagten die Leute, daß die grüne Frau die Änderungen nicht leide, für ihre Spindel fürchtend. Als aber der Beſitzer nun ſelbſt die Leitung übernahm, ging der Bau ohne Unfall glücklich zu Ende. Die Ahnfrau

Digitized by Google

im grünen Kleide mochte ihm wohl vertrauen, daß er die Spindel nicht verletzen werde, was auch ſorgſam vermieden wurde, indem man die Stelle der Mauer, wo ſie verborgen liegt, nicht entfernt berührte, und ſo das Andenken der Zwerge ehrte, deren Verheißung ſich nun ſchon zwei Jahrhunderte lang bewährt hat und noch lange bewähren möge.

Der Fluch des Elfenkönigs in Dondangen

Ungefähr zwanzig Fuß über dem kleinen Eingangstor an der ſüdlichen Seite des im Viereck gebauten Schloſſes Dondangen ragt ein mäßig großer Stein aus der Mauer hervor, wo der Sage nach in uralter Zeit ein Muttergottesbild hing.

Ein Beſitzer des Schloſſes ward an dieſer Stelle einſt im Zweikampf von einem andern Ritter getötet, und in demſelben Augenblick, wo der Burgherr von der Hand ſeines Gegners fiel, ſtürzte das Marienbild von ſeinem Platz herab und erſchlug den feindlichen Ritter. Sofort aber ſproß aus der Stelle, wo das Muttergottesbild geſtanden, ein Birkenbäumchen hervor. Es war, als ich es ſah, kaum ein paar Fuß lang, ziemlich äſtig und blätterreich und hatte einen Stamm von etwa einem Zoll im Durchmeſſer.

Dies geheimnisvolle, aus den Steinen hervorgewachſene Bäumchen grünte nun Jahrzehnte lang fort, ohne daß ein Größerwerden an ihm wahrgenommen werden konnte, und ward ein Gegenſtand der Bewunderung für alle, die Dondangen beſuchten, um ſo mehr, als die Sage erzählte, daß ſich ein Fluch des Elfenkönigs an jenes Bäumchen knüpfte.

Digitized by Google

Der Sohn jenes erſchlagenen Burgherrn nämlich, ein Baron Maydell, ritt einſt von Dondangen nach Irben und ward auf dem Kreuzweg bei Schlüterhof in der tiefen Dämmerung des Abends von einer kleinen glänzenden Erſcheinung angehalten, die eine Krone auf dem Haupte trug.

„Ich bin der Elfenkönig, der die Davidshöhle bei Schlüterhof bewohnt," ſprach der kleine Gnom, „und bitte dich um die Gunſt, mir für die Sylveſternacht den Ritterſaal im Schloſſe zu Dondangen abzutreten, wo ich meine Hochzeit mit der Elfenkönigin feiern will. Zur Belohnung dafür verheiße ich dir den von dir ſo ſehr gewünſchten Sohn und einen ungeheuren Schatz, der unter einem der Grundſteine deines Schloſſes verborgen liegt. Aber ich mache die Bedingung, daß kein ſterbliches Auge unſer Feſt belauſcht, und wehe dir, wenn dieſe Bedingung übertreten wird!"

Der Burgherr ging ſogleich auf die Bitte des Elfenkönigs ein und ſchwur ihm einen heiligen Eid, daß in der Sylveſternacht kein menſchlicher Fuß ſich dem Ritterſaal nähern ſolle.

Nach dieſem gegenſeitigen Vertrage verſchwand der Zwerg in der Dunkelheit und der Ritter ſetzte ſeinen Weg fort.

Bei ſeiner Heimkehr gebot er allen ſeinen Hausleuten bei Todesſtrafe, daß kein Menſch ſich unterſtehen ſolle, in der Sylveſternacht ſich dem Ritterſaal zu nähern, und glaubte nun, ſich ruhig ſchlafen legen zu können.

Aber ach! eine Jungfer im Schloß, die ihrer grünen Kleidung wegen gewöhnlich die grüne Jungfer genannt wurde, empfand eine unüberwindliche Neigung zu erfahren, was ſich denn in dieſer Nacht geheimnisvolles im Ritterſaal zutragen ſolle. Von fieberhafter Neugierde getrieben ſchlich ſie um Mitternacht zu einer Tür des Saales, legte ihr Auge an das Schlüſſelloch und blickte hinein.

Da ſah ſie mit dem äußerſten Erſtaunen, wie die kleinen Diener des Elfenkönigs geſchäftig alle Vorbereitungenn zu dem Hochzeitsmahl ihres Gebieters trafen. Sie deckten einen kleinen Tiſch und bedeckten ihn mit Schüſſeln von glänzendem Kryſtall und Edelſteinen, ſie zündeten tauſende von glänzenden kleinen Lampen an, die eine Tageshelle in dem düſteren Saal verbreiteten, und die Lauſcherin hinter dem Schlüſſelloch hielt mit Entzücken den Atem an vor Bewunderung und Erſtaunen.

Digitized by Google

Als aber der Brautzug nahte, und ſie die Braut am Arme des Elfenkönigs gewahrte, die ſo ſchön war, ſo ſchön, daß menſchliche Worte es nicht auszudrücken vermögen — da konnte die grüne Jungfrau ſich nicht enthalten, ein leiſes Ach auszuſtoßen, womit ſie ihrem Entzücken Luft machte.

In demſelben Augenblick hörte man einen fürchterlichen Knall, der alle Bewohner aus dem Schlafe aufſchreckte. Die Lampen waren erloſchen, die Elfen verſchwanden und die unglückliche Lauſcherin lag, in Zuckungen ſich windend, auf der Diele an der Tür des Ritterſaales. Sie hatte kaum Zeit den Herbeieilenden ihre Übeltat zu bekennen, als ſie in Bewußtloſigkeit verfiel und noch vor Anbruch des Tages ihr Leben aushauchte.

Das gewölbte Zimmer, das ſie einſt im Schloß bewohnte, heißt noch immer das Zimmer der grünen Jungfer. Sie ſelbſt aber erſchien ſeinen Bewohnern von Zeit zu Zeit in den langen Korridoren des Schloſſes und klagte ihr ſchon Jahrhunderte dauerndes Leiden, wie ſie ruhelos umherwandeln müſſe und vergebens der Erlöſung harre.

Bald nach jenem ſchreckensvollen Neujahrstage ritt der Burgherr wiederum nach Irben und auf dem Kreuzwege bei Schlüterhof erſchien ihm abermals der Elfenkönig, aber diesmal in drohender Geſtalt.

„Du haſt deinen Schwur nicht gehalten," ſprach er zürnend, und zur Strafe dafür ſpreche ich einen Fluch über Schloß Dondangen aus: das Geſchlecht der Maydell ſoll mit dir in Kurland erlöſchen. In Schloß Dondangen aber ſoll nie ein Majoratsherr geboren werden und es ſoll immer und immer von einer Hand in die andere übergehen, bis jene Birke in der Mauer groß genug geworden iſt, um aus ihrem Holz eine Wiege zu zimmern. Die grüne Jungfer aber ſoll bis zu dieſem Zeitpunkte auch keine Ruhe finden im Grabe."

Damit verſchwand der zürnende Gnom und mit ſehr traurigen Gedanken ritt der Burgherr weiter.

Er blieb wirklich kinderlos, und mit ihm erloſch das Geſchlecht der Maydell in Kurland. Durch ſeine Gemahlin, Anna Sibylla von der Oſten-Sacken, kam das Gut in Sackenſchen Beſitz und wurde zum Sackenſchen Majorat erhoben. Aber faſt alle Dondangenſchen Majoratsherren waren kinderlos und das große Gut erbte nie vom Vater auf den Sohn, ſondern ging immer nur an die nächſten Verwandten über.

Im Jahre 1845 ſtarb der ebenfalls kinderloſe Majoratsherr, Carl von der Oſten-Sacken, dem ſein jüngſter Bruder Theodor

Digitized by Google

folgte, der bereits zwei Söhne besaß, als er Dondangenscher Majoratsherr wurde.

Jene geheimnisvolle Birke stand und grünte noch immer. Um ihr Wachstum zu fördern, ließ Theodor von der Osten-Sacken die innere Wand des Schlosses an der Stelle, wo die Birke wuchs, etwas aushöhlen und fruchtbare Erde hineinlegen. Aber zum allgemeinen Schrecken starb das Bäumchen nun gerade ab. Man tröstete sich mit dem Glauben, daß die Strafzeit endlich abgelaufen und der Fluch nun gelöst sei, da bei der hohen Industrie der jetzigen Zeit aus dem schwachen Bäumchen allenfalls eine Wiege gezimmert werden könnte, und als seinem Sohne, dem jetzigen Besitzer von Dondangen, Carl von der Osten-Sacken, im Jahre 1859 ein Sohn geboren ward, der erste Majoratsherr, der überhaupt jemals in Dondangen das Licht der Welt erblickte — da schien der alte Fluch gelöst, und der Vater des Kindes ließ das bereits vertrocknete Bäumchen abhauen und das Abbild einer Wiege davon verfertigen, womit man das erste Ruhebett des kleinen Majoratsherrn verzierte.

Das schöne Fräulein von Zabeln

Lange nachdem die Deutschen und unter ihnen vorzüglich Balduin von Alna, ein päpstlicher Legat, mehrere Ortschaften in der Nähe des jetzigen Zabeln, wie Wallgahlen, Pedwahlen, Kandau, Rönnen und das etwas entfernter gelegene Pussen zum Christentum übergeführt hatten, stand auf einem kegelförmigen Berge, der noch heutigen Tages den Flecken überragt, eine Burg, einem schönen, jungen und reichen Fräulein gehörig. Unzählige Freier fanden sich, angelockt durch die hübsche und reiche Erbin, aber das Fräulein gab keinem den Vorzug

Digitized by Google

und erklärte auf vieles Drängen endlich, nur den zum Ehegemahl annehmen zu wollen, der imſtande ſei, die ſteilſte Seite des Berges, auf dem die Burg ſtand, zu Pferde zu erklimmen. Viele Edle unternahmen das Wagſtück, aber keinem von ihnen gelang es, und die meiſten von ihnen fanden ihren Tod in dem tiefen und breiten Graben unmittelbar am Fuße des Berges. Nur wenige entkamen mit dem Leben, Haß und Rache gegen das Fräulein im Herzen.

Da erſchien eines Tages ein Knappe in fremdartigem Aufputz mit der Botſchaft, ein Ritter aus Welſchland bitte um die Erlaubnis, den gefährlichen Ritt machen zu dürfen, füge aber die Bedingung hinzu, ſein Roß, im Falle er das Wagſtück vollbringe, in den Bankettſaal ſtatt in den Stall führen zu dürfen. Die Schöne gewährte höhniſch lächelnd die Bitte des fremden Ritters, glaubte ſie doch, daß er wie alle andern ſein Ziel niemals erreichen würde. Aber es kam anders. Auf ſchwerfälligem Roſſe erſchien der Welſchländer, durchſchwamm langſam den Burggraben, erklomm unter dem Zujauchzen der unten ſtehenden Menge den Berg, führte, von dem erblaßten Fräulein geleitet, ſein Pferd in den Bankettſaal, wie er es ausbedungen, und verließ auf der anderen gebahnten Seite die Burg. Und wie einſt das Trojaniſche Pferd Männer, ſpie das künſtlich in Welſchland verfertigte Roß Harz, Schwefel und Feuer aus, und bald ſtand die Burg in Flammen. Um Hilfe flehend ſtreckte das Fräulein den unten Stehenden ihre Arme entgegen, verſprach unter tauſend Eiden alles Land, ſo weit das Auge reiche, unter ſie zu verteilen und aus einem Schatze, der im Burgkeller vergraben liege, eine chriſtliche Kirche bauen zu laſſen. Aber keine Hand rührte ſich, und bald war das ſchöne Fräulein unter den Trümmern ihrer Burg begraben. Da das Land, das dem Fräulein gehört hatte, jetzt ohne Herrn war, ſo teilten ſich die ärmeren Grundbeſitzer, die bei dem Brande zugegen waren, darin und bauten ſich am Fuße des kegelförmigen Berges an. Aus dem Schatze aber wurde die erſte chriſtliche Kirche erbaut.

Der Herr von Koskull

Ein livländiſcher Edelmann hatte eines Tages das Unglück, bei einem Spaziergang ſo tief in den Moraſt zu ſinken, daß er ſich nicht wieder herauszuhelfen vermochte; er ragte nur noch mit ſeinem Kopfe hervor. Da kam ein lettiſcher Bauer vorüber. Dieſen ruft

Digitized by Google

er um Hilfe an. Der Bauer nimmt seinen langen Speisesack, wie ihn dort zu Lande jeder zu tragen pflegte, wirft dem Herrn das eine Ende desselben hin und ruft fortwährend zu: „Kohd kulle! kohd kulle!" d. h. beiß den Sack. Der Edelmann wurde gerettet und hieß seitdem der Herr von Koskull. Sein Geschlecht blüht noch im Lande.

Die Frau von Ringen

Zur Zeit der letzten Herrmeister lebte auf dem Schlosse Ringen in Livland ein Herr Johann von Tödwen mit seiner Frau Anna, geborenen von Tiesenhausen, und einer einzigen Tochter. Er war ein reicher und angesehener Mann, der viele Güter besaß und es an Macht und Üppigkeit allen Vornehmen des Landes zuvortun konnte. Auch seine Frau war aus einer sehr wohlhabenden Familie und liebte ihre Tochter sehr. Um sie zu erfreuen, wollte sie ihr ein so prächtiges Kleid machen lassen, daß seines Gleichen in Livland nicht gefunden werde und das ganze Land davon zu reden und zu fabulieren habe. Daher ließ sie einen geschickten Schneider aus Deutschland verschreiben, der fein zu sticken und mit Gold und Edelsteinen in geschlungenen Linien das Gewand zu schmücken verstände. Als sie einen solchen Künstler gefunden, fragte sie ihn, ob er sich getraue, ein Kleid zu fertigen, an dem sie und ihre Tochter Gefallen finde. Er antwortete hochmütig: „Wahrlich, solche Kunst verstehe ich und bin gewiß, daß man meine Arbeit loben wird, denn ich will ein solches Kleid machen, daß selbst der Teufel sich nicht enthalten kann, darüber zu lachen."

Er begann nun mit drei geübten Gesellen die Arbeit, konnte aber kaum in Jahresfrist das Versprochene leisten, ja er verlor infolge der angestrengten feinen Stickerei das Augenlicht. Sobald das Kleid vollendet war, führte die Mutter ihre Tochter in den Saal, verschloß die Tür und legte ihr das prächtige Gewand an. Da nun diese in dem neuen herrlichen Kleide vor den Spiegel trat und sich selbst bewunderte, hörten sie plötzlich in dem Zimmer, in dem doch niemand außer ihnen sich befand, ein lautes ungewöhnliches und sonderbares Lachen, so daß sie vor Schreck zitternd und bebend eilig das Zimmer verließen.

Nicht lange nachher drangen die Russen ins Land, eroberten die Burg und übergaben sie den Flammen. Der Herr von Tödwen fiel

Digitized by Google

bei der Verteidigung, ſeine Frau flüchtete aus dem brennenden Schloſſe, wurde aber von ihrer Tochter getrennt, die entweder erſchlagen oder in die Gefangenſchaft nach Moskau geführt wurde. Sie ſelbſt erreichte unter vielen Gefahren Hapſal, wo ſie, da ſie ihr ganzes Vermögen verloren hatte, in ſolche Not geriet, daß ſie bald nachher in der größten Dürftigkeit ſtarb.

Digitized by Google

Die Meermaid und der Herr von Pahlen

Vor Zeiten erging ſich einmal ein Herr von Pahlen am Strande des Meeres, da ſah er auf einem Stein eine Jungfrau ſitzen, die bitterlich weinte. Der Herr trat alsbald näher und fragte ſie, was ihr fehle, daß ſie ſo bitterlich weine. Die Jungfrau ſah ihn eine Weile mit tränenden Augen an, ſeufzte tief auf, antwortete aber nicht. Da ſtreichelte der Herr ihr ſanft Kopf und Wangen und fragte abermals mit liebreicher Rede: „Sage mir deines Herzens Kummer, denn ich frage nicht zum bloßen Zeitvertreib, ſondern will dir, wenn irgend möglich, helfen und deine Tränen trocknen.“ Die Jungfrau erwiderte weinend: „Du biſt ein ſterblicher Menſch, darum kannſt du mir keine Hilfe bringen, da ich unter einem höheren Geſetz ſtehe, aber da du freundlich gegen mich warſt, ſo will ich dir meine Not klagen. Sieh, ich bin des Meervaters einzige Tochter und muß ſeine Befehle unweigerlich ausführen, wenn mir auch das Herz zu ſpringen droht und die Tränen mir aus den Augen ſtürzen. Heute morgen erhielt ich den Befehl, vor Abend die Wellen hoch aufſchäumen zu machen und ſie die Nacht durch im Toben zu erhalten. Denk ich daran, wie viele Schiffe und Menſchen da zu Grunde gehen werden, ſo kann ich mein kummervolles Herz nicht beſchwichtigen.“ Der Herr forſchte nun weiter, weshalb der Meeresvater ein ſo grauenvolles Spiel liebe, welches niemandem Nutzen bringe, worauf das Mädchen erwiderte: „Ich glaube, er wirkt die Verzauberung der Wellen nur der Windesmutter zum Ergötzen, mit der er heimlich Freundſchaft geſchloſſen hat und nach deren Pfeife er jetzt tanzen

Digitized by Google

muß. Wenn jemand mir den Machtring vom Finger ablöſen könnte, ſo daß es mir unmöglich würde die Wellen zu erregen, dann hätte der Vater von mir gar keine Unterſtützung, ſondern müßte die häusliche Arbeit allein vollbringen." Der Herr bat, den Ring beſehen zu dürfen, und fand, daß er ganz ins Fleiſch hineingewachſen war, und daß keine Gewalt ihn abzuziehen vermochte. Nachdem nun der Herr den Machtring eine Zeitlang betrachtet hatte, bat er die Jungfrau, ſie möchte ihm erlauben zu verſuchen, ob es nicht möglich ſei, den Ring durchzubeißen. „O, wenn dir das möglich wäre!" rief ſie freudig, „dann würde ich dir ewig dankbar ſein und dir reichen Lohn für deine Mühe zahlen!" Darauf packte der Herr den Ring kräftiglich mit den Zähnen, die Jungfrau ſchrie vor Schmerz auf — ein Ruck! und der Ring war mitten durchgebrochen. Jetzt fiel die Jungfrau dem Herrn um den Hals, dankte und reichte ihm den durchgebiſſenen Ring mit den Worten: „Nimm ihn zum Andenken und verliere ihn ja nicht, er wird dir Glück bringen. Morgen ſollſt du den Lohn für deine Mühe empfangen." Dann ging ſie ſingend und hüpfend dem Meere zu, ſetzte ſich auf den Kamm einer Welle und ſchwamm wie eine Wildgans bald ſo weit, daß der Herr ſie aus den Augen verlor.

Als der Herr am andern Morgen erwachte und die Augen auftat, ſtanden zwei mit ſtarken Eiſenreifen beſchlagene Tonnen vor ſeinem Bette. Niemand konnte Auskunft darüber geben, wie die Tonnen dahin gekommen waren, denn ſoviel das Gutsgeſinde wußte, war keine fremde Seele, weder am Abend noch am Morgen da geweſen, und in der Nacht waren alle Türen verſchloſſen geblieben. Die Tonnen wurden ſo ſchwer gefunden, daß drei ſtarke Männer ſie nicht vom Flecke ſchieben, geſchweige denn aufheben konnten. Als man die Deckel aufbrach, fand es ſich, daß beide Tonnen bis zum Rande mit Silber gefüllt waren. „Gott ſei gedankt!" rief der Herr aus, „jetzt kann ich meines Herzens Sehnſucht ſtillen und den Armen Gutes tun!" Noch ſelbigen Tages ließ er die Leute des Gebietes zuſammenrufen und teilte jedem Geſinde eine Hand voll Geld aus — damit erſchöpfte er die eine Tonne. Von der andern Tonne ſchenkte er die Hälfte zu Kirchenbauten, die andere Hälfte der Stadt Reval, damit ihre Ringmauern verſtärkt würden. Daher alſo ſtammt der alte Reichtum des Pahlenſchen Gebietes, der ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Digitized by Google

Die Steindenkmale der Hungersnot*)

Wer je nach Palms**) gekommen iſt, der hat wohl auch jene Steinhaufen geſehen, die an vielen Orten und auf den Gutsfeldern ſtehen. Wie die alten Leute zu erzählen wiſſen, ſind jene Steinhaufen alle zur Zeit einer ſchweren Hungersnot zuſammengetragen worden, was ſo zuging: Die Herren von Pahlen hatten ſeit unvordenklichen Zeiten die Gewohnheit, einen reichen Getreidevorrat in den Gutskleeten anzuſammeln, auf daß, wenn einmal die Leute durch Mißwachs Mangel litten, die Gutskleete ſie bis zur neuen Ernte ernähren könnte. Da geſchah es, daß eines Jahres eine ſo bittere Hungersnot in Eſtland herrſchte, daß die Leute aller Orten hinſtarben wie die Fliegen. Wer aber zu ſeinem Glücke noch ſoviel Kraft hatte, ſich nach Palms aufzumachen, der war gerettet. Daher kamen hier nach und nach Hunderte von Menſchen zuſammen, die der Herr von Pahlen aus ſeiner Kleete verſorgte, und es war ein ſo reicher Gottesſegen vorhanden, daß die Kornkaſten nicht leer wurden. Obgleich nun der Herr dafür keine Arbeit von den Leuten verlangte und ſie zu keinerlei Leiſtung anhielt, ſondern ihnen aus Erbarmen das Brot gab, ſo hielten es doch die Leute ihrerſeits für Pflicht, für den Herrn irgend eine Arbeit zum Dank für ſeine Wohltat auszuführen. Weil nun die Pahlenſchen Felder ſehr ſteinig waren, ſo faßten die Leute einmütig den Beſchluß, alle Steine von den Feldern abzuſammeln und in Haufen aufzutürmen. Dieſe Steinhaufen führen deshalb den Namen: „Steindenkmale der Hungersnot.“ Man ſagt ferner, daß ſeit der Zeit bis auf unſere Tage herab die Pahlenſchen Felder reich geſegnet ſind, und wenn auch ringsum Mißwachs eintritt, ſo bleiben dieſe Felder doch bewahrt, weil die Tränen der Hungrigen ſie betaut haben und die Dankgebete der Geſättigten zu Gottes Ohr gedrungen ſind.

---

*) Der Herausgeber, Dr. Kreutzwald, macht zu dieſer Sage nachſtehende Bemerkung: „Die folgenden alten Erzählungen haben ſich alle als unvergängliche Ehrendenkmale für die Erbherren von Palms im Gedächtnis des Volkes erhalten. Meines Wiſſens gibt es hier zu Lande kein anderes Adelsgeſchlecht, welchem die alten Sagen einen ſolchen Ehrenkranz geflochten haben, als das Geſchlecht der Barone Pahlen. Wo Hörige ein derartiges Gedächtnis für ihre Herren bewahren, da darf man wohl den Schluß ziehen, daß jene Männer Freunde des Volkes waren.“

**) So heißt das Gut derer von Pahlen.

Digitized by Google

Der Vatermörder

Ein Ritter hatte zwei Söhne, die lange Zeit im Kriege geweſen waren. Der jüngere hatte ſoviel Freude am Kriegshandwerke gefunden, daß er zuhauſe keine Ruhe hatte und vom Vater eine bedeutende Geldſumme verlangte, um wieder zurückzukehren. Da dieſer ihm ſeine Bitte abſchlug und ihm ſeiner verſchwenderiſchen Lebensweiſe wegen öftere Vorwürfe machte, ergrimmte der Sohn, verbarg aber ſeinen Zorn und blieb einige Zeit im väterlichen Hauſe. Als aber der Vater auf die Jagd ging, folgte er ihm, und nach kurzem Wortwechſel erſchlug er den ehrwürdigen Greis, deſſen Leichnam er im Walde verſcharrte. Nach vielem Suchen wurde der entſtellte Körper gefunden, und der Verdacht fiel auf die Söhne, die zum Schwur in die Kirche zu Hapſal gerufen wurden. Die Hand auf die Wunde des Erſchlagenen gelegt, leiſteten beide den Reinigungseid, und der Jüngere fügte hinzu, daß er nicht dreißig Schritte vom Altar gehen wolle, wenn er nicht an dieſem Verbrechen unſchuldig ſei. Obgleich die Wunde bei ſeiner Berührung aufs Neue anfing zu bluten, blieb er doch bei ſeiner Ausſage und ging aus der Kirche. Kaum aber hatte er dreißig Schritte vom Altar getan, als er plötzlich vom Schlage getroffen niederſank und nur noch Zeit hatte, vor dem herbeieilenden Biſchof das Bekenntnis ſeiner verruchten Tat abzulegen. Gleich darauf ſtarb er, wurde an derſelben Stelle begraben, und ein Leichenſtein ward auf das Grab gelegt, der noch jetzt das Andenken an dieſe Begebenheit erhält.

Neckmannsgrund

Auf dem nördlich von der Dagöſchen Halbinſel Köppo gelegenen Riffe Neckmannsgrund ſtranden alljährlich Schiffe, die durch den Bergeanteil dem Beſitzer von Hohenholm bedeutenden Gewinn bringen. Auf der Untiefe liegt, beſonders in ſtürmiſchen, dunkeln Nächten, ein großer Hund, der durch ſein Bellen die Schiffer anlockt, und, wenn ſie ſcheitern, die Mannſchaft unters Waſſer taucht. Die Überreſte der Schiffe werden dann ans Ufer getrieben und fallen zum Teil dem Gutsherrn zu, während ſeine Bauern ſich durch die, wenn auch gefährliche, doch gut bezahlte Arbeit, oft auch auf unrechtmäßige Weiſe, bereichern. Einer der früheren Beſitzer erwarb ſich auf dieſe Weiſe ein unermeßliches Vermögen, da ein Schiff nach dem andern, meiſtens mit ſehr

Digitized by Google

reicher Ladung, auf ſeinen Strand geriet. Er ſtand nämlich mit dem Böſen im Bunde, wußte durch magiſche Künſte Sturm, Regen und Schneegeſtöber hervorzurufen, und verſchiedene Geiſter gehorchten ſeinen Befehlen. Auch durch falſche Feuer ſuchte er die Seeleute zu täuſchen, indem er in ziemlicher Entfernung von der alten Bake ein Luſthaus mit großen Glasfenſtern erbaute und in den dunkeln Herbſtnächten hell erleuchten oder auch den am Strande weidenden Ochſen Reiſigbündel an die Hörner binden und ſie anzünden ließ. Einen Schiffer, der ſich gerettet hatte und ihm ſeine Gottloſigkeit vorhielt, ließ er umbringen und den Leichnam in den Rauch hängen. Als er ſpäter gefangen wurde und nach Sibirien gebracht werden ſollte, befreiten ihn ſeine Geiſter aus den Händen der Wachen, riſſen ihm ſeine Ketten ab und brachten ihn weit übers Meer in ein fernes Land, wo er noch lange lebte, endlich aber, um ſeine Sünden zu verbüßen, eine Kirche baute und dadurch ſeine Seele rettete.

Die Rigaſche Jungfrau auf Rügen

Dicht bei Stubbenkammer auf Rügen erhebt ſich am Strande des Meeres der Waſchſtein. In einer Höhle zu ſeinen Füßen hat vor Zeiten der berüchtigte Seeräuber Störtebecker ſeine Niederlage gehabt; dorthin zog er, um von ſeinen Räubereien auszuruhen mit ſeiner Bande, die im Lande den Namen der Vitalienbrüder hatte; dort verbarg er ſeine großen geraubten Schätze. Dieſer Zufluchtsort war allen ſeinen Verfolgern unbekannt, und er war deshalb in ihm ſicher vor Verfolgung.

In dieſer Höhle iſt es noch jetzt nicht geheuer und man trifft allnächtlich um Mitternacht einen ſeltſamen Spuk darin. Insbeſondere ſieht man oft eine trauernde Jungfrau daraus hervorkommen mit

Digitized by Google

einem blutigen Tuch in der Hand. Mit dieſem begibt ſie ſich an das Waſſer, um die Blutflecken herauszuwaſchen. Aber das will ihr nicht gelingen, und ſie geht dann ſeufzend in die dunkle Höhle zurück. Von dieſer Jungfrau erzählt man, daß ſie ein vornehmes Fräulein aus Riga geweſen iſt. Die hat Störtebecker einmal auf einem Raubzuge nach Livland gefangen und mit ſich weggeführt, gerade als ſie ihrem Bräutigam ſollte angetraut werden. Der Ordensmeiſter hat ihn zwar mit vielen Schiffen verfolgt, ihn aber nicht einholen können. Darauf hat Störtebecker ſie in die Höhle am Waſchſtein gebracht, und als er wieder zu einem neuen Zuge in See gegangen, hat er ſie darin ſamt allen ſeinen geraubten Schätzen eingeſchloſſen. Von dieſem Zuge iſt er aber nicht wieder heimgekehrt; denn es war im Jahre 1402 und in dieſem ſelbigen Jahre wurde er mit 711 ſeiner Spießgeſellen von den Hamburgern nach einem blutigen Treffen eingefangen und nach Hamburg gebracht, wo ſie ſämtlich hingerichtet wurden. Die Jungfrau mußte darauf, weil niemand ſie befreien konnte, in der Höhle am Waſchſtein einen ſchrecklichen Tod ſterben, und ſie hat noch immer bei den Schätzen, die ſie bewacht, keine Ruhe finden können.

Vor vielen Jahren ſah einmal ein Fiſcher, wie ſie unten am Waſchſtein ſtand und das blutige Tuch vergebens ins Meer eintauchte und vergebens die Blutflecken herauszubringen ſuchte. Er faßte ſich ein Herz und ruderte näher zu ihr hin und redete ſie an mit den Worten: „Gott helf, ſchöne Jungfrau! Was machſt du ſo ſpät hier noch allein?“ Die Jungfrau verſchwand darauf; aber der Fiſcher war wie von einer Zauberei befangen, ſo daß er nicht von der Stelle konnte. Und wie nun Mitternacht kam, da ſah er die Jungfrau wieder; ſie trat zwiſchen den Kreidefelſen hervor auf ihn zu und ſprach zu ihm: „Weil du Gott helf zu mir geſprochen, ſo iſt dein Glück gemacht; folge mir nach!“ Damit kehrte ſie zwiſchen die Felſen zurück und er folgte ihr in eine große, weite Höhle, die er vorher noch nicht geſehen. Darin lagen unermeßliche Haufen von Silber, Gold, Edelſteinen und Koſtbarkeiten aller Art. Wie der Fiſcher die noch überſchaute, hörte er auf einmal auf der See Ruderſchlag und als er ſich danach umblickte, da ſah er ein großes ſchwarzes Schiff nahen; aus ihm ſtiegen an die tauſend Männer, alle in dunkler Tracht und alle das Haupt unter dem Arme tragend. Still und ohne ein Wort zu ſprechen ſchritten ſie in die Höhle hinein und fingen an, in den geraubten Schätzen zu wühlen und ſie zu zählen. Das waren die Geiſter des

Digitized by Google

geköpften Störtebecker und ſeiner Genoſſen; ſie kommen jede Nacht ſo dahin und zählen ihren Raub, ob er noch vorhanden iſt. Nachdem ſie lange in dem Golde herumgewühlt hatten, verſchwanden ſie alle wieder; und nun füllte die Jungfrau dem Fiſcher einen Krug mit Gold und Edelſteinen, daß er zeitlebens der Reichtümer genug hatte. Darauf geleitete ſie ihn zu ſeinem Schiffe zurück und als er ſich wieder nach ihr umſah, war ſie zuſamt der Höhle verſchwunden.

Katk, die Peſt

Zur Zeit des ſchwediſchen Krieges machte Katk ſeine Rundreiſe durch das Land, um die Menſchen zu töten. Auf ſeiner Fahrt kam er auch in das Dorf Himmaſt. Die Einfahrt ins Dorf iſt ſteil und, wenn man nicht vorſichtig iſt, gefahrvoll, und ſchon mancher hat daſelbſt ſein Wagenrad oder ſeine Achſe gebrochen. Dem eiligen Katk erging es nicht anders; er fuhr zu raſch, der Wagen fiel um und ein Rad zerbrach. In der Verlegenheit, nicht anders weiter zu kommen, mußte er die Hilfe der Menſchen, die er zu verderben hinausgezogen war, in Anſpruch nehmen und um ein neues Rad bitten. Der Wirt des nächſtliegenden Geſindes gab es ihm. Aus Dankbarkeit verſchonte Katk nicht nur damals das Dorf, ſondern er gelobte auch, es nie in der Zukunft heimzuſuchen. Wie die alten Leute erzählen und glauben, hat er auch ſein Gelübde getreulich gehalten bis auf den heutigen Tag.

Digitized by Google

Die wandernde Seele

Zwei Hirten hüteten einſt das Vieh ihres Herrn und vereinbarten, daß ſie abwechſelnd wachen wollten. Der eine legte ſich hin und ſchlief bald ein; der andere aber blieb wach und gab auf das Vieh acht. Nach einiger Zeit fiel ſein Blick zufällig auf den ſchlafenden Gefährten, und mit Staunen ſah er, daß aus deſſen Munde eine rotbraune Maus herauskam, nicht größer als ein Heimchen, und ſchnell davonlief. Von Neugier erfaßt, folgte ihr der Hirt, ſo ſchnell ihn ſeine Beine tragen konnten. Das wunderliche Tierchen lief über Felder und Wieſen bis zu einem Sumpf, in deſſen Mitte ſich ein vom Blitz zerſchmetterter Baumſtamm befand. Die Maus kletterte an dem Stamm empor, kroch in eine Höhlung und verſchwand. Nach einiger Zeit kam ſie wieder zum Vorſchein, lief auf demſelben Weg zurück und kroch wieder in den Mund des Schläfers. Jetzt weckte dieſen der andere Hirt und fragte: „Wovon haſt du ſoeben geträumt?“ — „Ich? Nun, mir war, als liefe ich über Felder, Wieſen und Sümpfe bis zu einem Turm, in dem viel Geld verborgen lag. Aber warum fragſt du danach?“ Der Gefährte erzählte ihm nun alles, was er geſehen.

Beide berieten ſich eine Weile, verſahen ſich mit Äxten und Säcken und machten ſich dann zu jenem Sumpf auf den Weg. Nachdem ſie den Baumſtamm geſpaltet hatten, fanden ſie in der Tat eine Menge Geld und wurden reiche Leute. Der Sumpf aber trocknete bald darauf aus.

Der Knecht als Werwolf

Ein Bauer ging zuweilen ſpät Abends hinaus und kam erſt am Morgen zurück. Sein Knecht ſchlich ſich einmal hinaus, um zu ſehen was er mache, und ſah, daß er ſich an der Ecke der Badſtube an den Balkenenden mehrmals rieb, dann plötzlich als Wolf aufſprang und in den Wald lief. Er verſuchte es gleichfalls und wurde ein Wolf, lief in den Wald und kam gegen Morgen wieder ans Haus, verſtand aber nicht, wieder zum Menſchen zu werden, ſondern lief heulend und klagend um das Haus herum. Der Bauer, der ſchon lange nach Hauſe gekommen war, hatte ſich nicht wenig gewundert, ſeinen Knecht nicht zu finden, und da er nun einen Wolf in der Nähe heulen hörte, kam er auf die Vermutung, daß er verwandelt ſei.

Digitized by Google

Deshalb trat er ins Freie und sogleich lief der Wolf auf ihn zu, indem er seine Angst und seinen Wunsch zu erkennen gab. Der Bauer rief ihm zu: „Dreh dich dreimal gegen die Sonne links herum!" Dies geschah, und er wurde wieder zum Menschen.

Der Frauen von Pahlen Todesboten

Alte Leute erzählen, daß Gott den Frauen von Pahlen das besondere Glück verlieh, daß er ihnen jedesmal, wenn das Scheiden aus dieser Welt bevorstand, ihre Todesstunde voraus verkünden ließ. Dies geschah so, daß sie einige Tage vor ihrem Tode sich selber erblicken mußten, sei es nun, daß ihre eigene Gestalt ihnen irgendwo entgegentrat oder auf demselben Stuhle saß, wo sie täglich selbst zu sitzen pflegten, oder vor ihren Augen schlafend im Bette lag. Hatte eine Frau von Pahlen ihr eigenes Bild auf diese Weise erblickt, so wußte sie, daß nach einigen Tagen ihr Ende bevorstehe, denn es war mit ihren Müttern und Großmüttern ganz ebenso gewesen. — Einer dieser Frauen war ihr Ebenbild auf der Schwelle erschienen und hatte sie mit betrübtem Blicke angesehen. Eine andere wollte sich eben zu Tische setzen, als sie sich selbst schon auf ihrem Stuhle sitzend gewahrte.

Der Priester und der Bettler

Eines Sonntags ging ein Priester zur Kirche, um Gottesdienst zu halten. Unterwegs gesellte sich ihm ein Bettler zu. Als beide an einen Bach kamen, forderte der Bettler den Priester auf, mit ihm übers Wasser zu gehen. Dieser aber, wohl wissend, daß er ein großer Sünder war, fürchtete sich und suchte einen Steg auf. Den frommen Bettler aber trug das Wasser, sodaß er trocknen Fußes mitten durch den Bach hinübergelangte.

Kaum hatte der Priester die Kanzel bestiegen, als der Teufel in der Kirche erschien und, nur ihm und dem Bettler sichtbar, entsetzliche Fratzen zu schneiden begann. Da konnte sich der Prediger des Lachens nicht enthalten, sodaß die wenigen Kirchenbesucher, die noch nicht eingeschlafen waren, sich sehr verwunderten. Da drohte der Teufel dem Pfaffen und verschwand.

Auf dem Heimwege gesellte sich der Bettler wieder zu dem Priester, der plötzlich heftigen Durst empfand. Sie kamen an denselben Bach

Digitized by Google

und der Bettler ſagte: „Hier iſt reines, klares Waſſer, trink davon!“ Der Prieſter tat alſo. Darauf führte der Bettler ihn weit, weit den Bach hinauf, bis zu deſſen Quelle; dort lag ein Aas und das Waſſer floß hell und rein aus ihm hervor.

„Sieh nun, welch Waſſer du getrunken haſt,“ ſprach der Bettler. „Du ſelbſt biſt ſo ein Aas, aus dem das Wort Gottes, das du predigſt, rein und klar hervorgeht.“

Dann führte er den alſo ins tiefſte Herz Getroffenen wieder zurück. Als ſie ſich trennten, lud der Bettler den Prieſter ein, ihn in ſeiner Hütte zu beſuchen. „Ich werde dir eines Tages mein weißes Pferd ſenden, das ſoll dich zu mir tragen!“

Drei Tage ſpäter erſchien auf dem Pfarrhof auch wirklich ein weißes Roß, der Prieſter beſtieg es und wurde von ihm durch einen ſchönen Birkenwald bis vor die Hütte des Bettlers getragen. Beide Männer begrüßten ſich und der Wirt, ſo arm er auch ſchien, ſetzte ſeinem Gaſt doch ein gutes Glas Wein vor. Der Prieſter trank den Wein, dankte und ritt gleich wieder heim. Aber wie ward ihm, da er auf den Pfarrhof kam? . . . Alles ſah ſo ganz anders aus, als ers vor einer halben Stunde verlaſſen hatte; neue Gebäude, fremde Geſichter in Hof und Haus — ja ſogar ein neuer, wunderlich gekleideter Prieſter. „Mein Gott, was iſt hier vorgegangen?“ rief der Heimgekehrte erſtaunt und erſchreckt.

Nach längerem Hin- und Herreden, denn ſie konnten einander, obgleich jeder dieſelbe Sprache zu ſprechen glaubte, nur ſchwer verſtehen, ſagte der neue Prieſter: „Hier muß Gott ein großes Wunder getan haben! Vor mehr denn dreihundert Jahren ſoll auf dieſem Pfarrhof allerdings ein Prieſter deines Namens, ein arger Sünder, gelebt haben, den ein weißes Roß für immer entführte.“

„Dreihundert Jahre,“ ſchrie der Unſelige, „und ich habe doch nur ein Glas Wein bei dem Bettler getrunken!“ Dann brach er zuſammen und zerfiel in Staub.

Digitized by Google

Das Fräulein von Borkholm

Von einem wunderbaren Feuerſchein, der faſt allmitternächtlich auf dem Borkholmer Teiche zu ſehen war, wußten die Leute der Umgegend in alter Zeit viel zu erzählen, wie ſie es von den Wächtern vernommen hatten. Das Feuerchen ſchoß wie eine brennende Kerze plötzlich aus dem Waſſer in die Höh und erloſch wieder nach Verlauf einer Stunde. Wiewohl aber dieſes Teichfeuer ſchon von Alters her den Leuten eine bekannte Sache war und viele Menſchen es mit eigenen Augen geſehen hatten, ſo wußte doch niemand genauer anzugeben, wie es ſich mit der Sache eigentlich verhielt. Endlich fand ſich im Kirchſpiel Halljal ein Alter, der nähere Auskunft geben konnte. Seine Erzählung lautete ſo: viele hundert Jahre vor der Ruſſenzeit lebte in dem feſten Schloſſe Borkholm ein tapferer Ritter, der als lediger Mann die Haushaltung mit ſeiner jungen Schweſter führte. Der Ritter mußte als Kriegsmann häufig abweſend ſein, und ſo kam es, daß die Schweſter mit einem jungen Mann eine Freundſchaft ſchloß, die weiter führte, als beide vorausſehen mochten. Als das Fräulein ihres Zuſtandes ſoweit inne wurde, daß ſie einſah, der Frauenhaube nicht mehr entraten zu können, entſchloß ſie ſich, das geſchehene Unglück ihrem Bruder zu bekennen. Sie kam eines Tages in ſeine Kammer, warf ſich ihm zu Füßen, geſtand ihren Fehltritt, und bat um Erlaubnis, ſich mit dem jungen Manne trauen zu laſſen. Der Bruder ſtieß ſie voller Wut mit dem Fuße fort wie einen Hund, ließ den Verführer ſeiner Schweſter rufen, hieb ihm mit dem Schwerte den Kopf ab, ſodaß ſein Blut das Fräulein beſpritzte, das vor Entſetzen in Ohnmacht fiel. Dann befahl der Ritter, mitten im Teich ein Loch ins Eis zu hauen, ſchleppte ſelber ſeine Schweſter bei den Haaren dahin und ſtieß ſie lebendig kopfüber unters Eis; er ſelbſt hielt ſolange am Rande des Loches Wache, bis das unglückliche Geſchöpf rettungslos verloren war.

Da aber das unglückliche Fräulein unbußfertig einen gewaltſamen Tod hatte erleiden und ohne den Segen der Kirche in ihr naſſes Grab ſinken müſſen, ſo konnte auch ihre Seele darin keinen Frieden finden, ſondern der ruheloſe Geiſt mußte allnächtlich als Licht auf dem Teiche ſchimmern. — Als dem Prediger dieſe Erzählung des alten Mannes zu Ohren gekommen war, begab er ſich eines Tages auf einem Kahn an die Stelle des Teiches, wo der nächtliche Feuerſchein aufzuſteigen pflegte, ſegnete die Grabſtätte mit den üblichen Worten ein

Digitized by Google

und verrichtete ein langes Gebet, wodurch die Seele des Fräuleins der ewigen Ruhe teilhaftig ward. Späterhin hat keines Menſchen Auge mehr auf dem Borkholmer Teiche nächtliches Leuchten geſehn.

Der Ellernrieſe

Ein Mann nahm einen Klotz von Ellernholz, hieb ihn mit dem Beil zu einer menſchenähnlichen Geſtalt zurecht und wiegte ihn drei Jahre lang. Am Schluſſe des dritten Jahres ſchien er Leben zu bekommen, daher bereitete die Mutter des Mannes einen wohlſchmeckenden Brei, den ſie der Figur in den Mund ſtrich. Nach kurzer Zeit begann dieſe, die Nahrung zu ſich zu nehmen, wurde von Tage zu Tage kräftiger, ſtand auf und verzehrte die ihr zugeteilten Speiſen mit großem Hunger. Schnell wuchs nun das Kind empor, ſodaß bald weder ſein Vater noch ſeine Nachbarn mit ihm an Größe und Stärke ſich meſſen konnten. Da der junge Rieſe aber ſehr viel Nahrung brauchte, fürchtete man eine Hungersnot und ſchickte ihn als Rekruten zum Kaiſer, damit er im Kriege Dienſte leiſte. Er wurde mit Freuden empfangen, bewaffnete ſich mit einer Stange von drei Faden Länge und einem Säbel von ſieben Liespfund Schwere, ging damit kühn auf die Feinde los und hatte ſie bald in die Flucht geſchlagen. Seinen Säbel nannte er ſeines Vaters Brotmeſſer.

Nachdem der Friede hergeſtellt war, wurde der unerſättliche Eſſer allmählich läſtig. Deshalb trug man ihm auf, die in einen tiefen Brunnen gefallene Pfeife des Kaiſers wieder herauszuholen. Kaum war er hineingeſtiegen, als man große Mühlſteine herbeiwälzte und ihm auf den Kopf warf. Er ſchrie von unten: „Was werft ihr mir für Sand und Steinchen auf den Kopf?“ Und als er dann wieder herauskam, hatte er drei Mühlſteine als einen Ringkragen um den Hals hangen.

Da gab man es auf, ihm nach dem Leben zu trachten. Doch was aus dem Rieſen weiter wurde, erzählt die Sage nicht.

Das vermauerte Weib

An der Wand der runden Kapelle, die an die hapſalſche Kirche angebaut iſt, ſieht man, wenn man beim Vollmondſchein durch das obere Fenſter hineinblickt, die Geſtalt eines ſich bückenden Weibes, während

Digitized by Google

bei Tage nur undeutliche Linien ſich zeigen. — Zur Zeit als das Schloß noch den Biſchöfen von Öſel gehörte, hatte einer der Domherren, die nach ſtrengen klöſterlichen Regeln leben ſollten, unter der Verkleidung eines Chorknaben ein Weib in ſein Gefolge aufgenommen. Lange blieb ihr Geſchlecht unentdeckt; als aber einmal der Biſchof nach Hapſal kam, wurde bei ihm Verdacht erweckt, und er ſtellte eine Unterſuchung an. Während die Domherren in der Kirche waren, durchforſchte man die Gemächer des Verdächtigen und fand in ihnen den vermeintlichen Chorknaben in weiblicher Kleidung. Der Biſchof berief ſogleich das Domkapitel und fällte das Urteil, daß das Weib in eine Wand der halbvollendeten Kapelle eingemauert werden, der Domherr aber im Gefängniß des Schloſſes den Hungertod erleiden ſolle. Seinem Befehl gemäß wurde in der Wand eine Höhlung gelaſſen, die Unglückliche hineingeführt, mit einem Stückchen Brot und einem Kruge Waſſer verſehen, und dann raſch die Mauer um ſie her vollendet. Nur kurze Zeit hörte man ihr Klagegeſchrei, aber lange Zeit noch zeigte ſich in mondhellen Nächten eine weibliche Geſtalt an dieſer Stelle.

Amen

Ein Prieſter nahm zwei arme Knaben zu ſich, um ſie für den Kirchendienſt zu erziehen. Beide lernten auch außerordentlich raſch ihre Pflichten und dienten bei der Meſſe und allen heiligen Handlungen als Chorgehülfen mit großem Eifer, doch waren ſie in ihrer Sinnesart ſehr verſchieden. Während der eine demütig nur Gottes Ehre bei ſeinen geiſtlichen Verrichtungen im Auge hatte, dachte der andere nur an die durch ſein muſterhaftes Betragen erworbene Ehre und die Beförderung zu einträglichen Stellen. Er gelangte auch zur Würde eines Prieſters und zuletzt eines Domherrn, ja er hatte ſogar Ausſicht, zum Biſchof erwählt zu werden. Doch Gott gefiel nicht ſein hochmütiger Sinn, der ſich unter anderem darin zeigte, daß er bei ſeinen Gebeten ſtets das Amen wegließ.

Ehe noch die Wahl angeſtellt wurde, verfiel er in eine Krankheit und ſtarb. Zur Strafe wurde ihm auferlegt, daß er das ihm anſtößige Wort Amen gänzlich vergeſſen und ſo lange ruhelos auf Erden umherſchweifen ſolle, bis er es wieder finde. So mußte denn der Unglückliche Jahre lang aus ſeiner Ruheſtätte aufſtehen und zeigte ſich

Digitized by Google

beſonders in mondhellen Nächten den Vorübergehenden, erſchien auch, nachdem ſchon die katholiſche Religion abgeſchafft war, in dem Zimmer des Schloſſes, am häufigſten in dem Studierzimmer des Schloßpredigers, der ſich ſo an ſeinen Anblick gewöhnt hatte, daß er ruhig fortſtudierte, wenn das Geſpenſt in einer Ecke ſaß und murmelte. Eines Abends hörte er deutlicher als bisher den Widergänger ein Gebet herſagen und erkannte bald, daß er das Vaterunſer in lateiniſcher Sprache bete, aber jedesmal das Amen weglaſſe. Als das Geſpenſt wieder ans Ende des Gebetes kam, rief er mit ſtarker Stimme: „Amen!“ dazu. Fröhlich wiederholte der Geiſt das Amen, dankte dem Prediger, verſchwand und hat ſeitdem Ruhe im Grabe gefunden.

Digitized by Google

Die Schmiede des Teufels

Bei der Kirche zu Pühalepp auf der Inſel Dagö liegt hart am Meer ein anſehnlicher Berg mit vielen Höhlen im Innern. Da hat vorzeiten der Teufel oft hausgehalten und in einer Höhle ſeine Eſſe gehabt, wonach ſie auch im Volke des Teufels Schmiede hieß. Hier war er den Tag über bei der Arbeit, nachts aber fuhr er in einer großen ſchwarzen Kutſche mit acht ſchwarzen Hengſten ſpazieren. Vor allem fuhr er gern auf das Gut Großenhof, jagte da etliche male um den Hof, kehrte dann um und raſſelte an der Kirche vorbei zu ſeiner Schmiede zurück.

Darob geriet die Herrſchaft auf Großenhof in arge Not. Niemand getraute ſich mehr abends zu Bett zu gehen. Allnächtlich kam der Böſe mit ſchrecklichem Gepolter, von vielen Knechten begleitet auf den Schloßhof und trieb allda ſein Weſen. Die Leute wußten kein Mittel gegen ihn, gingen darum hin zum Pfarrer und baten den um Hilfe. Der Pfarrer nahm am anderen Abend Bibel und Geſangbuch unter den Arm und das Kreuz in die Hand und machte ſich auf den Weg nach Großenhof. Wie er da eine Weile gewartet hatte, ſpürte er ein gewaltiges Gedröhne, daß die Erde unter ihm erzitterte. Gleich darauf ſauſte des Teufels Kutſche mit acht feuerſchnaubenden Roſſen auf den Hof. Beherzt trat ihm der Pfarrer mit den heiligen Büchern und dem Kreuz entgegen und hub an, den Teufel zu ſchelten. Der knirſchte wütend die Zähne und ſchwur, er wolle dem Pfarrer in ſeinem eigenen Hauſe zu Gaſt kommen, wenn er ihn von hier vertriebe. Der Pfarrer aber achtete ſolcher Drohung nicht und ſo mußte der Böſe zornig entweichen.

Digitized by Google

Einige Tage darauf bemerkte der Knecht des Pfarrers am Abend, wie der Teufel mit großem Getöse an der Kirche vorbeifuhr und gerade den Weg zur Pfarre nahm. Eilig lief der Knecht zum Pfarrer in die Schlafkammer, um ihn zu wecken. Schon füllte das Höllenvolk den ganzen Pfarrhof und der Teufel selbst trat ins Zimmer, als der Pfarrer erwachte, hurtig sein Amtskleid überwarf und mit der Bibel in der Hand dem Bösen entgegenging. Dawider konnte der Böse nichts ausrichten und mußte entweichen, hieß auch sein Volk umkehren. Seitdem sah man ihn weder auf das Gut, noch zur Pfarre kommen. In seiner Schmiede hämmerte er nun ohne Unterlaß und vollführte einen gräulichen Lärm. Das verdroß die alten Weiber gar sehr, die am Strande Wäsche wuschen. Sie ergriffen die nassen Hemden, suchten den Bösen in seiner Schmiede auf und fielen so wacker über ihn her, daß er es seitdem nicht mehr versuchen mochte und ganz von seinem Spektakel abließ.

Die Blocksbergritter

Auch auf Ösel ist die Sage vom Blocksberg bekannt. Der hiesige Este erzählt, daß einmal sich ein paar Mädchen versteckt hätten, um zuzusehen, wie die Blocksbergritter sich zu ihrem nächtlichen Ritte anschickten. Man hatte sie gewarnt, ja nicht zu lachen, sonst würden sie platzen. Nachdem aber jeder der Abreisenden schon mit einem Besenstiel, Ziegenbock usw. versehen war und schon in den Kessel gerochen hatte, wodurch man die Gespensternatur erhielt, fehlte dem Knechte noch ein Reitpferd. Der Wirt rief ihm zu: „Da in dem Winkel sitzt eine Maus, nimm die!" Er nahm die Maus, schwang sich darauf und klatschte mit der Peitsche. Dies kam dem einen versteckten Mädchen doch so lächerlich vor, daß sie lachte und — platzte.

Einem Bauern fehlten in der obern und untern Kinnlade die vordern Zähne und er wollte nie gestehen, wann, wie und wo er sie verloren habe. Auf seinem Totenbette gestand er endlich, daß er einmal mit auf dem Blocksberg gewesen wäre. Er habe da auch viele Deutsche gefunden, für die besonders gekocht worden sei. Nun wollte er doch gerne wissen, was diese essen würden, habe also in den Kessel geguckt, was ihm aber der Teufel Küchenmeister mit einem so heftigen Schlage mit seiner eisernen Kelle aufs Maul vergolten, daß er alle seine Vorderzähne eingebüßt habe.

Digitized by Google

Wo Narvas früherer Reichtum liegt

In den Tagen, als Narva noch eine reiche Stadt war, zog einſt von Rußland oder von Polen her der grimmige Feind mit großer Heeresmacht heran, um die Stadt einzunehmen und auszuplündern. Zum Glück erhielten die Bewohner einige Tage vorher durch ihre Spione Nachricht, ſo daß ſie noch Zeit hatten, den größten Teil ihres Goldes und Silbers zuſammenzuraffen und in der Mündung des Fluſſes unweit der See zu verſenken. Darauf wurden die Tore geſchloſſen und die Schanzen beſetzt. Mit Proviant war die Stadt ſo reichlich verſehen, daß eine Hungersnot nicht zu beſorgen ſtand; die feſten Mauern und Werke rings um die Stadt, der tiefe, breite Fluß einerſeits, und die mit Waſſer gefüllten Wallgräben andrerſeits wehrten den Feind ab, ſo daß er nicht eindringen konnte. Er belagerte die Stadt bis zum Herbſt, mußte aber dann unverrichteter Sache abziehen. Nach dem Abzuge des Feindes hatten die Bürger der Stadt nichts Eiligeres zu tun, als an die Mündung des Fluſſes zu gehen, um ihren Schatz aus ſeinem Verſteck heraufzuholen. Unglücklicherweiſe aber hatten ſie ihn zu nahe am Meere auf den Grund geſenkt; die heftigen Stürme hatten oftmals die Tiefe aufgewühlt und die Geldfäſſer gegeneinander geſchüttelt und zerbrochen, der vom Meere ausgeworfene Sand aber hatte ſpäter alles bedeckt und feſtgelegt, ſodaß man nur wenig von dem verſenkten Gelde wieder erlangte. Der größte Teil dieſes Schatzes der Vorzeit ruht bis zum heutigen Tage auf dem Grunde des Fluſſes und des Meeres, und niemand weiß, welchem Glückskind er einmal in die Hände fallen wird.

Digitized by Google

Der Schatz bei Sirgen

In der Nähe des Kirchhofs zu Sirgen in Kurland befindet ſich eine Grube, die man die „Geldgrube" nennt. Einſt hieß der Gutsherr einige Arbeiter den Schatz, von dem ſo viel geredet wurde, ausgraben; doch gebot er aufs ſtrengſte, daß keiner beim Graben ein Wort rede. Während der Arbeit aber bemerkten die Leute, daß ſich auf dem gegenüber liegenden Hügel ebenfalls eine Schar Arbeiter einfand, die hurtig daran gingen, einen Galgen zu errichten. Und kaum hatten die Arbeiter den großen Geldkeſſel wirklich gefunden, da waren die auf der anderen Seite auch mit dem Galgen fertig. Als ſie nun den ſchweren Keſſel herausheben wollten, da riefen jene Henker: „Wen von dieſen nehmen wir nun zuerſt vor?" „Den Kahlkopf, den Kahlkopf", antwortete einer von ihnen. Einer der grabenden Arbeiter hatte nämlich einen Kahlkopf und dieſer rief nun entgegen: „Warum denn nicht dich ſelbſt?" Doch kaum hatte er das geſagt, als der eine Henkel des Keſſels vom Hebebaum abglitt und der andere ſamt einem großen Stück des Keſſels herausbrach. Der Keſſel ſelbſt aber verſank mit großem Getöſe in die Erde und im ſelben Augenblick waren auch die Henker verſchwunden. — Der Keſſelhenkel lag noch lange Zeit in den Kleeten des Gutes umher, einige ſagen, er ſei noch eben dort.

Der Schatzkeller in Kokenhuſen

Als Stockmannshof noch zu Kokenhuſen gehörte, weilte eine Kokenhuſenſche Dame öfters in Stockmannshof. Einſt kam ſie wieder in das dortige Herrenhaus zum Beſuch. Der Kutſcher ſpannte die Pferde aus und legte ſich in der Kaleſche vor der Stalltür ſchlafen. Um Mitternacht aber weckte ihn jemand: „Steh auf, fahr mit mir nach Kokenhuſen! ich werde dir Geld geben!" Der Kutſcher richtet ſich auf und erblickt einen Reiter, der an der Kaleſche hält. Da dachte er, wer weiß, was das für ein Menſch iſt und was für Geld er mir verſpricht, und antwortete: „Nein, es iſt Nachtzeit, ich fahre nicht." Da ritt der Reiter davon. — Um dieſelbe Zeit in der nächſten Nacht weckte der Reiter den Kutſcher abermals: „Steh auf, fahr mit mir zum Kirchhof, dort iſt Geld!" Der Kutſcher dachte, es iſt doch nicht weit bis zum Kirchhof, in einer halben Stunde kann man hin und zurück. „Gut," ſagte er dem Reiter, „reiten wir!" Er ſetzte ſich aufs Pferd und beide ritten davon.

Digitized by Google

Kaum aber waren sie aus dem Flecken heraus, da ließ der Fremde seinem Pferde die Zügel schießen, daß nur so die Funken stoben, kaum konnte der Kutscher mit ihm Schritt halten. So jagten sie dahin. Plötzlich, bei einem tiefen Graben, der sich am Kirchhof vorbei bis zum Wege hinzieht, wurde es auf einmal taghell, und sie erblickten viele Menschen, die ihnen entgegenkamen, einen Haufen nach dem andern, wie Arbeiter zur Frohnarbeit ziehen. Der Kutscher schämte sich gleichsam vor diesen vielen Menschen — ritten sie doch wie Verrückte, ohne Ziel dahin! Ach, dachte er, hol der Kuckuck alles Geld! wandte sein Pferd um und sprengte zurück. Als er aber wieder beim Stall anlangte, verschwanden auf einmal die Helligkeit und alle Menschen, und es war dunkle Nacht wie zuvor.

Der Reiter jedoch ließ dem Kutscher noch keine Ruhe. In der dritten Nacht erschien er wieder, weckte ihn: „Steh auf!" und sagte, als der Kutscher aufwachte: „Nun gut! Zweimal hast du nicht auf mich gehört, doch denk an meinen Rat. Wenn du nach Kokenhusen kommst, dann geh um Mitternacht ins Schloß, dort wirst du einen Keller finden, geh hinein. Dort erblickst du eine eiserne Tür, an der hängt ein Schlüsselbund; nimm einen von diesen Schlüsseln mit der und der Nummer, öffne die Tür und geh in den Keller hinein; dort wirst du ganze Futterkasten voll Gold- und Silbergeld sehen. Freilich bewacht ein großer, schwarzer Hund den Schatz, doch fürcht ihn nicht, tritt herzu und nimm dir Geld, wieviel du magst." So sprach der Reiter und verschwand. Der Kutscher aber dachte: das ist ja eine wunderliche Sache, ich will doch wirklich einmal ins Schloß gehen.

Nach einigen Tagen, als die Dame wieder nach Kokenhusen fuhr, ging der Kutscher um Mitternacht ins Schloß. Als er an den Mauern vorbeiging, stieß er auch gerade auf den ihm angegebenen Keller. Er steigt hinab und erblickt wirklich die eiserne Tür und den Schlüsselbund; er öffnet die Tür, tritt hinein. Du gütiger Gott, was lagen da für Schätze aufgehäuft! An einer Seite des Kellers stand ein Futterkasten voll mit Geld, mit Gold- und mit Silbergeld, das wie Korn hineingeschüttet war. Auf dem Geldhaufen aber lag ein großer, schwarzer Hund und wachte. Er versuchte näher zu treten, sogleich aber hob der Hund seinen Kopf und fletschte die Zähne. Der Kutscher bedachte sich und bedachte sich — wie gern hätte er das Geld gehabt! Aber er fürchtete sich doch, an den Futterkasten heranzutreten und tief in den Geldhaufen hineinzugreifen. So kehrte er um, verließ den

Digitized by Google

Keller ohne irgend etwas mitzunehmen und ging nach Hauſe. Am anderen Morgen ging er wieder hin und ſuchte den Keller. Aber er ſuchte ganz vergeblich, ſogar die Stelle erkannte er nicht wieder. Nur an einer niedriger gelegenen Ecke des Schloſſes, die zur Düna und zur Perſe hin liegt, fand er auf der Erde einen alten ſchwediſchen Taler. Den hatte ihm offenbar jener fremde Reiter als ein Zeichen dagelaſſen.

Der Schatz bei Kaipen

In der Nähe des Rittergutes Kaipen in Südlivland befindet ſich ein kleiner Quell, der reines, friſches Waſſer ſpendet. Vor vielen Jahren weideten dort Hütermädchen das herrſchaftliche Vieh. Einſt ihr Frühſtück an der Quelle verzehrend, fingen ſie an, ſich von den Schätzen zu unterhalten, die darin verborgen ſein ſollten.

„Die alten Leute ſagen, daß ein ganzer Kaſten voll Geld in dieſer Quelle liege, niemand aber weiß, wie ihn zu holen," meinte die eine. Die andere aber ſagte: „Ich gäbe ſofort die beiden beſten Stiere unſerer Herde für den Schatz hin!" Kaum geſagt, beginnts in der Quelle zu klirren und zu rauſchen und langſam ſteigt ein großer eiſerner Kaſten empor. Zu gleicher Zeit aber gewahren die Mädchen zwei mächtige weiße Wölfe, die gerade auf die Herde zulaufen. Da erſchraken die Armen ſehr, ſchrien um Hilfe und hetzten ihre Hunde auf die Raubtiere. Dieſe flohen — ſofort aber ſank auch der Kaſten mit Geklirr und Gebraus in die Tiefe zurück.

Digitized by Google

Vom Geld- und Korndrachen

Ein Bauerwirt fuhr nach Riga, um ſich dort einen Korndrachen zu holen. Nach längerem Feilſchen wurde er mit dem Kaufmann handelseinig und wollte ſich den Drachen ordentlich anſehen. Der Verkäufer aber gab ihm ein zuſammengebundenes Stückchen Zeug und ſagte: „Sieh zu, daß du es uneröffnet nach Hauſe bringſt und bezähme deine Neugier! Daheim aber öffne es und ſchüttle es über dem Kornkaſten in deiner Kleete aus.“ Der Bauer nahm das Stückchen Zeug und fuhr fort. Unterwegs aber konnte er ſich vor Neugier nicht laſſen — und öffnete nach längerem Kampfe die Umhüllung. Da fand er nichts als ein Endchen Schnur aus Lindenbaſt. „Der verdammte Betrüger!“ ſchrie der Enttäuſchte und warf Schnur und Umhüllung in den Graben am Rande der Straße.

Nach einiger Zeit mußte der Wirt wieder zur Stadt fahren. Er unterließ es nicht, jenen Verkäufer aufzuſuchen und ihn gehörig auszuſchimpfen. Der aber ſagte: „Warum warſt du ſo neugierig? Übrigens kann ja noch alles gut werden. Kehr zu der Stelle zurück, wo du das Endchen Schnur in den Graben geworfen und ſieh zu, was du dort findeſt!“ Der Bauer tat alſo. Ach, wieviel Mehl und Korn war in dem Graben zuſammengebracht! Nun begriff er wohl, daß der Korndrache das getan hatte, und ſuchte ſolange, bis er das Endchen Schnur und das Stückchen Zeug wiederfand. Dann fuhr er fröhlich nach Hauſe, ſchüttelte die Umhüllung über dem Kornkaſten ſo, daß die Schnur in ihn hineinfiel und ging beruhigt zu Bett. In der Nacht aber — wie in allen folgenden Nächten — flog das Ungeheuer in Geſtalt eines feurigen Drachens aus der Kleete und trug aus den Vorratskammern der umwohnenden Bauern raſtlos Mehl, Korn und andere Lebensmittel heim, ſo daß der Wirt mit jedem Tage reicher wurde.

Digitized by Google

Der Rieſe und der See

An der Landſtraße, welche die Rittergüter Lubahn und Seßwegen mit der Stadt Riga verbindet, etwa fünfzig Kilometer von der letzteren entfernt, liegen auf einem von den großen Kangarbergen gen Südoſten ſich erſtreckenden Abhange zwei Hügel, etwa hundert Schritt voneinander entfernt. Von dieſem Ort erzählt man ſich folgende Mär: Einſt lebte daſelbſt ein Rieſe, deſſen Schlafſtelle der zwiſchen beiden Hügeln belegene Raum war. Auf dem weſtlichen Hügel ruhte ſein Haupt, gegen den öſtlichen aber ſtützte er ſeine Füße. Er beſaß ungeheure Kräfte und ging ſehr ſchnell. Wenn ſeine Mutter den Keſſel aufs Feuer ſetzte, um Mittag- oder Abendbrot zu kochen, machte er ſich nach Riga auf und brachte, bevor noch die Speiſe fertig war, in jeder Hand ein paar Zentner Salz von dort mit.

Damals gabs in jener Gegend weder Berge noch Sümpfe, nur einen großen See, welchen alle nach Riga Reiſenden oder von dort Kommenden in Kähnen durchfahren mußten. Der See aber verlangte von jeder Schar Reiſender ein Menſchenopfer. Wenn man ihm ein ſolches nicht darbrachte, ward er zornig und vernichtete alle Hinüberfahrenden.

Eines Tages erging ſich der Rieſe am Seeufer und ſah dem bewegten Leben der hin- und herfahrenden Bote zu. Diesmal erhielt der See kein Opfer und geriet darob in unbändige Wut. Dieſes eigennützige Gebaren verdroß den Rieſen und er beſchloß einen Weg mitten durch den tückiſchen See zu bahnen. Er füllte ſeinen großen

Digitized by Google

Sack mit Erde, nahm ihn auf den Rücken und begann die Flut zu durchschreiten. Das untere Ende des Sackes war offen, sodaß der Sand langsam herausrieselte und in den See fiel, bald in größerer, bald in geringerer Menge. So entstanden die Kangarberge, auf denen alle Reisenden ungefährdet das Wasser überschreiten konnten.

Darob ergrimmte der See und wütete drei Tage und drei Nächte lang, konnte aber die Berge nicht zerstören; darum beschloß er, sich ein anderes Bett zu suchen. Er erhob sich in die Luft und zog als Wetterwolke gerade dem Flüßchen Ewst zu, wo in schöner, fruchtbarer Gegend viele reiche Bauernhöfe standen. Mägde, die am Flußufer Wäsche trockneten, erblickten die Wolke und hörten ein starkes Knistern. Da riefen mehrere: „Das knistert ja, als würden Schalen verbrannt!" — Eine aber sagte: „Diese Wolke ist nichts weiter, als ein großer See." Kaum hatten sie so gesprochen, als die Wolke zur Erde herabrauschte und die ganze schöne Gegend überflutete. Nur die Mädchen, die das Rätsel der Wolke und den Namen des Sees erraten hatten, wurden von den Wellen ans Ufer geworfen und also gerettet. Der See aber heißt bis auf den heutigen Tag der „Lubahnsche"*).

*) Lettisch „luba" = Rinde, Schale.

Digitized by Google

Der Peipusſee

Vorzeiten herrſchte einmal bei uns zu Lande ein mächtiger und ruhmvoller König mit Namen Karkus. Damals hauſten noch grimmige Bären und Ure in den dichten Wäldern, Elentiere und wilde Pferde brachen durch das Geſtrüpp. Noch waren aus fernen Landen weder Kaufherren auf ihren Schiffen, noch Kriegsheere mit ſcharfen Schwertern zu uns gekommen, um das Kreuz des Chriſtengottes aufzurichten, und noch lebte das Volk in voller Freiheit.

Das Haus des Königs Karkus war aus köſtlichen funkelnden Steinen erbaut und leuchtete fern hinaus wie Gold in der Sonne. Des Königs Schloß lag vor dem heiligen Hain, wo drei gute weiße und drei böſe ſchwarze Götter wohnten. Dort lebte der König mit ſeinem Hofgeſinde. Die Feinde fürchteten ihn ſehr, ſein eigenes Volk aber liebte ihn, wie einen leiblichen Vater.

Obgleich der König Gold und Ehre in Fülle beſaß, fehlte ihm doch etwas an ſeinem vollen Glück, denn ſein Weib hatte ihm kein Kind geſchenkt. Da gelobte er den weißen Göttern unermeßliche Opfer, wenn ſie ſein Gebet erhörten und ſeinen Wunſch erfüllten. Und ſiehe, nach ſieben Jahren ging ſein Gebet in Erfüllung. Die Königin gebar ihm ein Kinderpaar, einen Knaben, ſo raſch und klug wie der Vater, und ein Töchterchen mit goldenem Haar und Augen wie die blauen Primeln, das ſchon in der Wiege der Mutter entgegenlächelte. Voll Freuden gab der König große Opfer nach ſeinem Gelöbnis. Die ſchwarzen Götter aber, die ſich auch aller Ehren wert

Digitized by Google

hielten, ergrimmten in ihrem Herzen, weil der König ſie ſo verachtet hatte. Darum gingen ſie hin zum Geiſt des Todes und reizten ihn, den Königsſohn mit ſeinen böſen Blicken anzuſchauen und zu verderben.

Indeſſen gedieh der Knabe zuſehends und ward die Freude ſeiner Eltern. Wie er aber ſchon die erſten Worte lallen konnte, da traf ihn der böſe Blick des Todes. Von Stund an welkte er hin und mußte endlich ſterben. Seine Schweſter aber, mit Namen Rannapuura, blieb am Leben und blühte auf, zur Freude ihrer Eltern.

Aber der Haß der Böſen war von dieſer halben Rache nicht geſättigt. Darum wußten ſie es anzuſtellen, daß die Königstochter, als ſie ſieben Jahre alt geworden, in die Gewalt der böſen Hexe Peipa fiel. Die Hexe führte Rannapuura mit ſich fort in ihr ſchreckliches Haus, das in Ingermannland unter einem hohen Bergrücken mitten in einem Felſen lag. An dieſem ſchrecklichen Orte mußte das arme Königskind zehn Jahre ſeines Lebens vertrauern. Wie hart ihm aber auch ſein Leben bei der Hexe war, ſo gedieh es doch und wuchs auf, bis es zur Jungfrau gereift war. Da ſah man auf der ganzen Welt keine, die ſo ſchön geweſen wäre wie Rannapuura.

Der König wußte wohl, wo ſeine Tochter gefangen ſaß, das hatte ihm ein guter Geiſt verkündet. Aber wie mächtig er auch war, konnte er doch nichts gegen die Liſt und Bosheit der Peipa ausrichten. So gab er ſchon die Hoffnung auf, ſeine Tochter aus dem Ort ihrer Qual zu befreien. Endlich erbarmten ſich die weißen Götter des Königskindes und ſeiner Eltern, denn der König flehte ſie gar beweglich an und brachte ihnen reichliche Opfer. Aber die Götter wagten es nicht, gegen die mächtige Peipa offen auszuziehen. Darum verſuchten ſie es mit Liſt. Sie ſandten heimlich eine Taube zu Rannapuura mit einem Silberkamm, einer Hechel, einem großen Apfel und einem ſchneeweißen Linnen und ließen ihr ſagen: Heb die vier Gaben der weißen Götter wohl auf und flieh aus deinem Kerker, ſobald du nur kannſt! Wenn dich aber die Peipa verfolgt, ſo ruf die weißen Götter an und wirf zuerſt den Kamm hinter dich. Wenn das nichts hilft, ſo laß die Hechel fallen, achtet ſie aber auch deſſen nicht und bleibt dir auf der Ferſe, ſo wirf den Apfel und endlich auch das Linnen hinter dich. Merk auch wohl auf beim Werfen, daß du die Gaben nicht vertauſcheſt!

Rannapuura gelobte der Taube, alles zu behalten, was ſie tun ſollte, dankte den weißen Göttern und ſandte die Taube heim.

Digitized by Google

Als die Peipa am ersten Dienstag nach Neumond um die Mitternachtsstunde rittlings auf einen alten Besen sprang, wie es die Hexen in Ingermannland und bei uns alljährlich am dritten, sechsten, neunten und zwölften Neumond zu tun pflegen, und so von Hause stob, schlüpfte die Jungfrau früh vor dem Morgenrot aus ihrer Kammer und nahm die vier Gaben der Götter mit sich. Sie lief gerade den Weg nach ihres Vaters Schlosse vorwärts, so schnell sie konnte. Zu Mittag, als sie schon ein gut Stück Weges gegangen war und einmal umblickte, sah sie mit Schrecken, daß die Hexe Peipa ihr nachsetzte. In der Rechten schwang sie drohend eine eiserne Rute und ritt auf einem ungeheuren Hahn, der dem Königskinde bald auf der Ferse war. Da rief es laut die weißen Götter an und warf den Silberkamm hinter sich. Augenblicklich ward aus dem Kamm ein brausender Strom, tief und breit und viele Meilen lang. Peipa schielte zornig der Fliehenden nach, die auf dem jenseitigen Ufer des Stromes weiter eilte und sie weit hinter sich zurückließ. Aber nach einer Weile fand die Hexe eine Furt durchs Wasser, eilte hinüber und war bald wieder hinter der Jungfrau her. Nun ließ Rannapuura die Hechel fallen und, daraus wuchs ein Wald, so dicht und hoch, daß auch die Hexe auf ihrem Höllenroß nicht gerade hindurch konnte und einen ganzen Tag um den Wald herumreiten mußte.

Zwei Nächte und einen Tag war die arme Königstochter schon gewandert und hatte noch keinen Bissen Brot genossen und kein Stündchen geschlummert. Da ging es mit ihrer Kraft zu Ende und schon war ihr am zweiten Tage die Hexe dicht auf der Ferse, als sie in ihrer Not den Apfel niederwarf. Daraus stieg ein unermeßlich hoher Granitberg auf. Nur ein schmaler Pfad wand sich bis an seinen Gipfel hinauf und wies der Hexe den Weg. Bevor sie aber drüben anlangte, war wieder ein Tag vergangen. Doch die Königstochter war nur eine kurze Strecke weitergekommen, denn der Schlaf hatte ihr müdes Auge geschlossen und als sie wieder erwachte und schon von fern das Schloß ihrer Eltern erblickte, da war ihr auch die Hexe schon so nah, daß sie nimmer zu entrinnen vermeinte. Voller Angst warf sie eilig das Linnen hinter sich zu Boden. Breit fiel es hin, fing an zu rauschen und schwoll zu einem mächtigen See, dessen schäumende Wogen die Hexe bedrängten. Ein brausender Sturm warf Wasser und Gischt der Hexe ins Angesicht. Ihre Bosheit konnte sie nicht retten und auch nicht ihr Roß, der Höllenhahn. Wohl streckte er den Hals hoch aus

Digitized by Google

dem Waſſer, riß den Schnabel auf und ſchlug die Flut mit ſeinen Flügeln, doch es half ihm nichts, er mußte elendiglich ertrinken. Peipa aber rief mit Flüchen alle Höllengeiſter zu Hilfe, doch keiner von ihnen erſchien und heulend ſank ſie in die Tiefe.

Dort unten tobt ſie noch heute in Qualen und Schmerzen. Hechte und andere ſchreckliche Tiere der Tiefe nagen an ihr und peinigen ſie ohne Ende. Sie ſchlägt mit Händen und Füßen um ſich und reckt und ſtreckt die Glieder in ihrer großen Not. Daher kommt es, daß der See, der heute nach ihr der Peipus heißt, immer Wellen ſchlägt und ſtürmende Wogen wälzt.

Rannapuura gelangte glücklich in ihres Vaters Schloß und ward bald darauf eines Königsſohnes Gemahlin. Aber des Königs Karkus Namen trägt heute noch die Kirche zu Karkus und nach Rannapuura iſt das Gut Rannapuura genannt, das nördlich am Peipus auf der Grenze zwiſchen Livland und Eſtland liegt. Der Fluß, der aus dem Silberkamm entſtand, iſt der Plihafluß mit ſeinem glänzenden Waſſer. Wer ihn heute kennt, begreift wohl ſeine Entſtehung. Graden Lauf mag er nicht nehmen, er ſpringt nach rechts und links auf und ab wie die Zinken an einem Doppelkamm, ergießt ſich in die Narowa und fällt mit ihr vereint ins Meer. Auch der Hechelwald hat lange geſtanden, bis vor zweihundert Jahren die Schweden mit den Polen ins Land kamen und Krieg führten. Die Polen verbargen ſich im Walde, aber die Schweden zündeten ihn an und brannten ihn nieder. Der Berg aber, der aus dem Apfel der Königstochter aufwuchs, ſteht heute noch, nur ſein Granit iſt in Bruchſtein verwandelt.

Digitized by Google

Die Teufelssteine bei Marienburg

Als die „eisernen Männer" das Schloß Marienburg zu bauen begannen, fehlten ihnen Steine. Sie schlossen deshalb mit dem Teufel einen Pakt, der ihnen Steine herbeizuschaffen versprach, wenn sie ihm die Hälfte der Burg abtreten würden, was sie ihm auch zusicherten. Der Teufel fing nun an, Steine von jenseits des Meeres nach Marienburg zu tragen, wobei er so eifrig arbeitete, daß ihm der Schweiß in Strömen von der Stirn rann. Als nun wieder einmal der Teufel das Meer durchschritt, wobei er eine mächtige Last von Steinen trug, begegnete ihm seine Braut, die Todesgöttin und fing an, sich mit ihm zu unterreden. Diese Unterhaltung dauerte so lange, bis die Nacht zu Ende war und der Morgen anbrach. Endlich half die Todesgöttin dem Teufel die Last aufheben, doch da krähte im benachbarten Gesinde der Hahn, worüber die Todesnorne so sehr erschrak, daß sie eiligst zur Seite lief. Der Teufel konnte seine Bürde nicht mehr halten, er ließ sie los, sie stürzte zu Boden, wobei die Steine sich über die ganze Gegend von Marienburg zerstreuten. Der Teufel sah ein, daß er seinen Pakt nicht gehalten, deshalb ging er von dannen und zeigte sich nie mehr in jener Gegend. Die Todesgöttin blieb aber auf den ausgestreuten Steinen sitzen, da sie es versäumt hatte, vor dem Hahnenschrei auf dem Kirchhofsberge zu sein. Hier auf den Steinen soll sie in früheren Zeiten von den alten Leuten um Mitternacht gesehen worden sein.

Der polnische General

In dem Tannenwäldchen bei Hohenheim liegt ein großer Stein, in den ein Kreuz eingehauen ist. Als der polnische General, der Hapsal sieben Jahre lang belagert hatte, sich zurückzog, wurde er auf dem Wege nach Reval von zwei deutschen Hakenschützen, die sich der abziehenden Armee nachgeschlichen hatten, belauert und von dem einen auf den Tod verwundet. Seine Leute trugen ihn an diesen Stein und versuchten, seine Wunden zu verbinden, doch vergebens; er starb nach wenig Stunden, von Blutverlust erschöpft, und wurde neben dem Steine beerdigt, in welchen man zum Andenken ein Kreuz einhieb, weshalb er noch jetzt der Stein des Polenkreuzes genannt wird.

Seitdem genießt der Stein eine ganz besondere Verehrung und erweist sich in Nöten auf wunderbare Weise hilfreich. Hat ein Un-

Digitized by Google

glücklicher Troſt und Hilfe nötig, ſo geht er abends um Sonnenuntergang zu ihm heran, kniet nieder und ſpricht andächtig und gläubig ein Vaterunſer; dann legt er ein Stückchen Brot, ein Bändchen oder auch nur eine Handvoll Gras oder Blätter auf den Stein. Sind dieſe Opfer am andern Morgen verſchwunden, ſo iſt es ein Zeichen, daß die Bitte Erhörung finden werde. — Leidet jemand an einem äußerlichen Gebrechen, an Flechten, Wunden oder auch einer Lähmung oder Verſtauchung, ſo drückt er das leidende Glied ſtillſchweigend und einſam gegen den Stein und kann ſicherer Hilfe gewärtig ſein.

Odinsholm

Etwa in der Mitte der felſigen Inſel Odinsholm erhebt ſich ein niedriger Hügel, auf dem man in einer geringen Vertiefung der Oberfläche die rieſige Geſtalt eines Menſchen (Haupt, Bruſt und Beine) erkennt. Dieſer Hügel, ſagen die Schweden auf der Inſel, iſt das Grabmal eines gewaltigen Zauberers Odin, deſſen rieſige Geſtalt noch jetzt zu erſehen iſt an dem eingeſunkenen Erdreich. Er wurde, da er ſich einſt bis zu frecher Gotteslästerung vergangen, vom Blitz erſchlagen, und über ihm wurde dieſer Hügel zuſammengetürmt. — Etwa fünfzig Schritte von dem Grabmal zeigt man einen Stein, den man den Grabſtein Odins nennt, und auf dem die Inſchrift des Zauberers Gedächtnis zu erhalten beſtimmt ſein ſoll. Die Buchſtaben beſtehen aus rötlichen Steinadern.

Digitized by Google

Die Teufelssteine

In der Strandwiek waren die Bauern mit der Ernte beſchäftigt. Die Mittagshitze war drückend, und alle arbeiteten ſchweigend, erfreut, wenn ein friſcher Seewind ihnen etwas Kühlung zuwehte. Da kam ein rieſiger Mann aus einem Gehölz hervorgeſchritten, blieb an einem der Felder ſtehen, betrachtete mit funkelnden Augen die Arbeitenden und rief ihnen zu: „Ihr ſeid müde"? — „Ja, Herr," war die Antwort. — „Wenn es euch recht iſt, will ich euch helfen, — noch mehr, ich will alle Arbeit allein tun, und ihr mögt in die Schenke gehen und trinken." Die Leute ſehen ſich erſchreckt an; ein alter Bauer aber maß den Fremden prüfend und erwiderte: „Ihr ſeid wohl groß und ſtark, Herr, aber nicht groß und ſtark genug, um für fünfzig zu arbeiten." — „Hoho!" lachte jener, „nicht bloß für fünfzig, — für tauſend, wenn es nötig iſt! Seht her, und ich werde euch zeigen, wie ich ganz allein eine ſteinerne Brücke nach der Inſel Öſel hinüberſchlagen werde!"

Die Bauern entſetzten ſich; der unheimliche Gaſt aber ergriff große umherliegende Steinblöcke, ſchwang ſie mit größter Leichtigkeit und warf ſie hinüber, daß ſie dem Auge entſchwanden. In kurzem aber fügte ſich Stück an Stück, und eine Rieſenbrücke begann ſich aufzutürmen, die ſich bei jedem Wurf des Geſellen vergrößerte.

Da merkten die Arbeiter, daß es der Teufel war, und zitterten ſehr; nur der alte Bauer faßte Mut und rief: „Wir wollen keine Teufelsarbeit und keine Teufelshilfe! Laß uns lieber im Schweiß unſres Angeſichts unſer Brot eſſen, als daß wir in den Schenken liegen und des Satans Korn auf unſern Feldern wächſt! Fort mit dir und deinem Werke, im Namen Gottes!" Der Teufel lachte, aber da brachen die Steinmaſſen donnernd zuſammen und ſtürzten ins Meer. Der Böſe ergrimmte und ſtemmte ſeine Füße auf zwei Felſen, während er zu rieſenhafter Höhe emporſchoß. Und in den Händen ſchwang er ein gewaltiges Felsſtück, mit einem Wurf den Schaden wiederherzuſtellen; er warf, aber es ſtürzte ins Meer, daß das Waſſer weit über den Strand flutete und ihm bis ins Angeſicht ſpritzte. Er brüllte auf und verſchwand. Bis auf den heutigen Tag ſieht man aber den Abdruck ſeiner Füße auf den beiden entfernten Steinblöcken, den einen bei der Kirche von Rötel, den andern beim Gute Berghof, und das Volk nannte viele Jahre dieſe Stellen den Divelsberg.

Digitized by Google

Das Weib im Monde

Eines Sonnabends ging ein Weib noch ſpät am Abend zum Fluß, um Waſſer zu ſchöpfen. Hell am Himmel leuchtete der Mond und das Weib ſprach ſo für ſich hin: Was ſtehſt und gaffſt du doch da oben? Sollteſt mir wohl lieber zu Hilfe kommen und Waſſer tragen! Ich muß hier arbeiten und du gehſt da oben müßig!

Da ſtieg plötzlich der Mond von oben herab, aber er ergriff das Weib und führte es mit ſich unter den Himmel. Da ſteht es noch jetzt mit beiden Eimern zur Warnung und Lehre für jedermann, daß man am Ruhetage ſpät abends keine Arbeit verrichten dürfe. Der Mond aber hat keine Ruhe und kann nimmer müßig gehen, er muß wandern von Land zu Land und überall die finſtere Nacht mit ſeinem Licht erleuchten.

Die Nordlichtgeiſter

Ein Edelmann pflegte in ſtrengen Wintern an jedem Donnerstag, ſobald die Nacht anbrach, von Hofe zu fahren und erſt gegen Morgen heimzukehren. Er hatte aber allen ſeinen Leuten hart angeſagt, daß ihn niemand begleite oder ihn bei ſeiner Rückkehr empfange. Er ſelbſt ſpannte das Roß vor den Schlitten und ſpannte es auch wieder aus. Roß und Geſchirr durften aber vor niemandes Augen kommen und er bedrohte jeden mit dem Tode, der es wagen ſollte, abends in ſeinen geheimen Stall zu dringen. Tags über trug er den

Digitized by Google

Stallschlüssel in seinem Busen und nachts verwahrte er ihn unter seinem Kissen.

Aber der Kutscher des Edelmanns kümmerte sich nicht um seines Gebieters strengen Befehl, denn er mochte gar zu gern erfahren, wohin des Herrn Fahrt an jedem Donnerstag ginge, und wie doch Roß und Geschirr beschaffen wären. Daher wußte der Wagehals es so einzurichten, daß er an einem Donnerstag beizeiten in den Stall gelangte, wo er sich bei der Tür in einem finsteren Winkel verbarg.

Es währte nicht lange, da kam auch schon der Herr und öffnete die Tür. Auf einmal ward es in dem großen Stalle so hell, als wären viele Kerzen angezündet worden. Der Kutscher zog sich in seiner Ecke wie ein Igel zusammen, denn hätte ihn der Herr erblickt, so wäre ihm unfehlbar die angedrohte Strafe zuteil geworden.

Jetzt stieß der Herr den Schlitten hervor, und der erglänzte gleich einer Feueresse.

Während aber der Edelmann an das Roß heranging, schlüpfte der Kutscher unter den Schlitten.

Der Edelmann schirrte nun das Pferd an und warf Decken über das Tier und den Schlitten, damit die Leute auf dem Hofe von dem wunderbaren Glanze nichts merkten.

Der Kutscher kroch leise unter dem Schlitten hervor und verbarg sich hinten auf den Schlittensohlen, wo ihn auch der Herr zum Glück nicht bemerkte.

Als alles fertig war, sprang der Herr in den Schlitten und fort ging es, daß die Sohlen des Schlittens tönten, — immer weiter hinauf gegen Norden.

Nach etlichen Stunden nahm der Kutscher wahr, daß die Decken von Roß und Schlitten verschwunden waren und daß Roß und Geschirr wieder wie im Feuer strahlten.

Jetzt bemerkte er auch, wie von allen Seiten Herren und Frauen mit gleichen Schlitten und Rossen näher jagten. Das war ein Sausen und Brausen! Die Fahrer rannten durch- und aneinander vorüber, als gelte es die höchste Wette, oder als wären sie auf einer Hochzeitsfahrt. Endlich begriff der Kutscher, daß die Fahrt hoch über die Wolken führte, die wie glatte Seen unter ihnen erglänzten.

Nach einer Weile verloren sich die Renner mehr und mehr und des Kutschers Herr sagte zu seinem Nachbar: „Bruder, die anderen Nordlichtgeister scheiden! So laß auch uns gehen!“

Digitized by Google

Und ſo ſtürmten Herr und Kutſcher wieder heimwärts.

Anderen Tages ſprachen die Leute, ſie hätten noch nie ein ſo ſtarkes Nordlicht erlebt wie in der vorigen Nacht.

Der Kutſcher aber hielt reinen Mund und vertraute niemandem etwas von ſeiner nächtlichen Fahrt. Als er aber alt und grau geworden, hat er die Geſchichte doch ſeinem Enkel erzählt, und ſo iſt ſie unter die Leute gekommen. Und noch heute ſoll es ſolche Nordlichtgeiſter geben, und wenn im Winter das Nordlicht über den Himmel flammt, dann halten ſie da oben Hochzeit.

Wie der Waſſerfall bei Goldingen entſtand

In grauer Vorzeit, als die Liven noch an der Küſte Kurlands ſaßen, befanden ſich die Letten in ſchwieriger Lage. Sie mußten, wollten ſie auf den wenigen Flüſſen das offene Meer erreichen, ſich durch die liviſchen Wächter hindurchſchlagen, ſodaß der Kämpfe zwiſchen beiden Völkern kein Ende war. Die Liven beteten böſe Geiſter an, die Letten aber verehrten den Donnerer Perkon. Einſt rüſteten ſich die Letten wieder zu einem Kriegszuge gegen ihren Erbfeind. Die Liven beteten zu dem Oberſten ihrer böſen Geiſter, dem Teufel, und dieſer beſchloß, den Windaufluß zurückzudämmen, auf daß er die Stadt Goldingen ſamt den umliegenden Niederlaſſungen der Letten überflute und von der Erde vertilge.

Um Mitternacht ging der Teufel ungefähr zwei Meilen längs dem Fluſſe hinauf, bis zur ſogenannten Elenfurt, wo es viele Steine gab,

Digitized by Google

und belud ſich mit einem ungeheuren Steinhaufen. Schon hatte er dieſen unmittelbar bei der Stadt in den Fluß abgeladen und eilte nach einem zweiten — als ein furchtbarer Donnerſchlag den Häuptling der Letten aus dem Schlaf weckte. Er trat aus ſeinem Hauſe und ſah, daß der Fluß zur Hälfte ſchon eingedämmt war. Das konnte nur mit Teufelskünſten zugehen! Schnell entſchloſſen lief der Häuptling zum Hühnerſtalle und fing an, wie ein Hahn zu krähen. Davon erwachte der Haushahn und antwortete mit heller kräftiger Stimme. Als das der Teufel hörte, ließ er den zweiten Steinhaufen vor Schreck dicht am Ufer fallen und entfloh. Aus dem erſten Haufen entſtand der Waſſerfall bei Goldingen, der noch heute zu ſehen iſt, der zweite aber lag ſolange am Ufer, bis die Steine zu Gips wurden.

Digitized by Google

Weshalb es in Riga keine Elſtern gibt

I

Als das Heer der Ruſſen unter Kaiſer Peters Führung Riga belagerte, das von den Schweden verteidigt wurde, hatte es zuerſt garnicht den erwarteten Erfolg. Die Ruſſen verloren mit der Hoffnung auch den Mut, während aus der Stadt ſtets das Geläute der Glocken und heller Freudenjubel erklang. Da die Spione nichts ordentliches erfahren konnten, begab Peter ſich ſelbſt verkleidet in die Stadt. Als er eines Abends ſpät die Schanzen beſah, hörte er, wie zwei auf Wache ſtehende Soldaten ſich unterhielten. Einer von ihnen machte ſich über die Feigheit der Ruſſen luſtig, da ſie nicht einmal eine halbverhungerte Stadt einnehmen könnten. Er ſelbſt hätte das mit einem hundertmal kleineren Heere zuſtande gebracht. Als die Soldaten ſich trennten, befahl Peter dem einen, ihn im Weigerungsfalle mit dem Tode bedrohend, ihm zu folgen. Der Soldat gehorchte. Wie ſie nun im Lager Peters ankamen, erzählte der Soldat, daß Riga von einer ſchwediſchen Prinzeſſin, einer Zauberin, beſchützt werde, die ſich, in eine Elſter verwandelt, nachts in einem Loch an einer Schanze verberge, das er kenne. Wenn aber ein nackter Menſch bei Sonnenaufgang in dies Schanzloch eine ſilberne Kugel hineinſchöſſe, dann müſſe die Prinzeſſin für alle Zeit eine Elſter bleiben. Peter begab ſich ſogleich zur Stadt zurück, um es mit der ſilbernen Kugel zu verſuchen. Als er geſchoſſen hatte, verbrannte der Schwede auf dem Fleck, die Zauberin aber flog aus ihrem Loch hinaus, ließ ſich auf dem Kirchturm nieder und ſchrie laut: „Rrr, Kaiſer

Digitized by Google

Peter iſt auch in den Mauern Rigas.“ Die Feldherren gaben ſogleich Befehl, daß die Tore geſchloſſen werden ſollten. Um nicht gefangen zu werden, begab ſich Peter zu einem deutſchen Kutſcher, namens Schwartz, der gerade Kehricht ausführte. Hier legte er ſich auf den Wagen und ließ den Kehricht auf ſich drauffſchütten, um ſich ſo aus der Stadt hinausfahren zu laſſen. Der Kutſcher tat das auch. Auf den Kehrichthaufen aber ließ ſich nun die Prinzeſſin-Elſter nieder und ſchrie da geraume Zeit. Daher verfluchte Peter ſie, daß ſie auf ewig aus Riga verſchwinden ſolle. Am ſelben Tage aber nahmen die Ruſſen Riga ein. Von dieſer Zeit an iſt in Riga und fünf Werſt weit in der Umgegend keine Elſter mehr zu ſehen.

II

Die Polen hatten einſt Riga eingenommen. Da zogen die Schweden heran, um es ihnen wieder abzunehmen. Aber die Tochter des Polenkönigs, eine große Zauberin, ſaß auf einem Turme Rigas und verzauberte die Kugeln der Schweden, ſodaß ſie alle abprallten. Endlich erſchoß ein ſchwediſcher Soldat die Zauberin mit einer ſilbernen Kugel. Sie wurde in eine Elſter verwandelt und verſank in der Düna. Hundert Jahre ſpäter kam ſie eines Nachts aus der Düna heraus und bat einen Rigenſer, ihr ein Kreuz herbeizubringen. Der aber weigerte ſich, und die Elſter fiel wieder in die Düna zurück, um dort abermals hundert Jahre zu ſchlafen. Und ſolange wird ſich in Riga niemals eine Elſter zeigen, als die Zauberelſter in der Düna lebt.

Digitized by Google

Was der Wolf freſſen darf

Der Wolf litt großen Hunger. In ſeiner Not kam er zum alten Gott und bat um Speiſe. Der alte Gott fragte ihn: „Was möchteſt du denn freſſen?“ „Darf ich das anfallen, was Wolle und Hufe trägt?“ „Nein, das darfſt du nicht, denn es iſt mein allerfrömmſtes Tier!“ „Darf ich die Schnauzenträger rauben?“ „Nein, auch nicht, denn ſie ſind die Hauswächter der Menſchen!“

„Was ſoll ich denn aber nehmen und eſſen?“ heulte der Wolf.

„Von jedem Bauernhof, wo Brot gebacken wird, ſollſt du einen Laib erhalten,“ ſprach der alte Gott. „Biſt du mit dieſem Eſſen zufrieden?“

„Juchhei!“ ſchrie der Wolf, „das iſt mir recht!“ und ging ſeines Weges.

Jetzt führte Iſegrim ein herrliches Leben. Er ſchlang und ſchlief, wie es nur ein reicher Faulpelz tut.

Einer Bauerfrau war es aber leid um das Brot, das der Wolf jedesmal erhielt. Als er nun wiederkam, warf ſie ihm ſtatt des Brotes einen glühenden Stein vor.

Der Wolf verſengte ſich das Maul und lief heulend und fluchend in den Wald. Seitdem hat er auch einen ſchwarzen Rachen.

Dann kam er wieder zum alten Gott, klagte ihm ſeine Not und ſprach:

„Für Brot gab man mir einen glühenden Stein, woran ich mir das Maul verſengte. Da getraue ich mich nicht mehr hin! Was ſoll ich aber jetzt eſſen?“

„Nun wenn die Dinge ſo ſtehen,“ ſprach der alte Gott, „ſo darfſt du überall einbrechen, wo Rauch aufſteigt und eine Tür angebracht iſt.“

Seitdem würgt auch der Wolf alles nieder, was ihm nur in die Krallen fällt.

Der Bär und der Bauer

Ein Bauer pflügte am Wald ein Stück Feld, um Rüben zu ſäen. Der Bär kam hinzu und ſagte: „Guten Tag, Mann! was machſt du hier?“ „Ich will ſäen,“ antwortete der Bauer, „aber die Vögel des Waldes reißen mir alles heraus.“ Der Bär verſprach, für gute Bezahlung das Feld zu behüten, ſo daß die Vögel nichts wegfreſſen

Digitized by Google

könnten. Das ging der Bauer ein, fragte aber, wie viel der Bär als Lohn verlange. „Das Obere gib mir, das Untere behalte für dich!“ ſagte der Bär, der da glaubte, daß es Hafer ſei. „Gut,“ ſagte der Bauer, „du ſollſt das Obere haben, wenn du ordentlich hüteſt.“ — Der Bär bewachte das Feld den ganzen Sommer, während deſſen er immer der Meinung blieb, daß es Hafer ſei. Als der Mann die Rüben eingeerntet hatte, das Kraut in die Scheune geworfen und die Wurzeln nach Hauſe gebracht hatte, kam der Bär und verlangte ſeine Bezahlung. Der Bauer gab ihm das Kraut, womit er wenig zufrieden war und zornig wegging. Im folgenden Jahr erbot ſich der Bär wieder, Wächter des Feldes zu ſein, aber bedang ſich dafür das Untere aus. Der Bauer war damit ſehr zufrieden, da er Hafer geſät hatte. Der Bär bewachte das Feld den ganzen Sommer; dann mähte der Mann den Hafer ab und führte ihn nach Hauſe. Gleich nachher kam der Bär, wollte ſeine Bezahlung haben und da er ſah, daß es Hafer geweſen, von dem auf der Tenne noch Körnchen lagen, wurde er ſehr ärgerlich und ging mit der Drohung davon, dem Bauer ein Paar Ochſen zu reißen.

Im Winter fuhr der Bauer in den Wald um Holz zu holen. Da begegnete ihm der Bär, hielt ihn an und wollte ſeine Ochſen freſſen. Der Fuchs kam dazu und erkundigte ſich heimlich nach dem Stande dieſer Streitigkeit. Nachdem er es erfahren, ließ er ſich vom Bauern drei Spulen eines Spinnrades um den Hals hängen, damit der Bär das Geklappere höre. Wenn er dann nach der Urſache desſelben frage, ſolle der Bauer ihn für einen königlichen Jäger ausgeben. Der Bär, verwundert über den Lärm, fragte, was der bedeute. Als er erfuhr, daß es der Hofjäger ſei, der Bären und Elentiere ſchießen ſolle, geriet er in Angſt und verſteckte ſich neben dem Schlitten des Bauern, den er bat, ihn nicht zu verraten. Gleich darauf kam der Fuchs und fragte: „Mann, was machſt du da?“ „Ich haue Holz!“ war die Antwort. „Was iſt neben dem Schlitten?“ „Ein alter Klotz, die Korndarre zu heizen!“ „Es iſt das Recht der Waldleute, ſolche Klötze auf den Schlitten zu legen.“ Der Mann tat es und der Bär rief ihm beſtändig zu: „Sachte, ſachte!“ Dann ſagte der Fuchs: „Es iſt das Recht der Waldleute, die Holzklötze feſt zu binden.“ Dies geſchah, und der Fuchs fuhr fort: „Es iſt das Recht der Waldleute, ihr Beil in den Holzklotz zu hauen.“ Da ſchlug der Mann dem Bären auf den Schädel und tötete ihn dann vollends.

Digitized by Google

Der Wolf auf der Hochzeit

Der Wolf und der Fuchs waren einmal zur Hochzeit gegangen, ohne Wiſſen des Hauswirts. Beide ſaßen unter dem Hochzeitstiſch und fraßen Fleiſchknochen und Brotſtückchen, die vom Tiſche herunterfielen. Der Wolf bekam auch heimlich Bier zu trinken und wurde zuletzt betrunken. Als nun die Hochzeitsgäſte ſangen, bekam er auch Luſt zu ſingen und fragte den Fuchs: „Gevatter, ſoll ich nicht auch ſingen?“ Dieſer antwortete: „Sing nicht, wir werden Prügel bekommen (arra laula, peksa, same)! Zum zweiten Male, als die Hochzeitsgäſte ſangen, bat er den Fuchs um Erlaubnis zu ſingen. Dieſer wehrte ihm genug, aber der Wolf hatte ſolche Luſt zu ſingen, daß er zum dritten Male ihn fragte, ob er nicht ſingen ſolle. Endlich ſagte der Fuchs: „Wenn du denn durchaus ſingen willſt, ſo ſing, aber du wirſt erfahren, wie große Ehre dir dafür zu Teil werden wird.“ Der Wolf ſprang auf den Tiſch und ſang ein wunderſchönes Lied. Als die Hochzeitsleute ihn ſahen und ſingen hörten, hetzten ſie die Hunde auf ihn, die ihn gehörig zerzauſten, und ſchlugen ihn mit Knüppeln. Der Fuchs ſprang auch davon; unterwegs aber ſah er ein Geſchirr mit Milch, trank davon und tauchte ſeinen Kopf hinein. Dann lief er davon. Im Walde traf er den Wolf, der über die vielen Prügel klagte, die er erhalten: „Ach,“ ſagte der Fuchs, „du haſt wohl viel Prügel erhalten, aber wer heißt dich ſingen? Ich aber bin ganz unſchuldig ſo zerſchlagen, daß mir der Kopf ganz weiß geworden iſt.“ Doch hatte der Wolf Luſt noch einmal hinzugehen und doch wenigſtens vor der Türe etwas dem Geſange zu lauſchen. Der Fuchs aber ſtellte ſich ganz krank und matt und ſagte: „Ich kann nicht gehen! Nimm mich daher auf den Rücken und trage mich!“ So ungern der Wolf es tat, nahm er ihn doch endlich auf den Rücken und trug ihn eine gute Strecke. Der Fuchs, dem die Zeit lang wurde, fing an zu ſingen: „Der Kranke trägt den Geſunden!“ Der Wolf fragte: „Was ſingſt du da, Gevatter?“ „Ach,“ ſagte der Fuchs, „ein wüſter Kopf redet irre und weiß nicht, was er ſpricht. Aber hier iſt kein Raum für uns, denn hier ſtehen zu viele Menſchen vor der Tür des Hochzeitshauſes.“ Mit dieſen Worten ſprang er vom Rücken des Wolfes auf die Erde und lief mit geſunden Beinen davon. Der Wolf aber war von den Leuten bemerkt und kam von ihnen und ihren Hunden verfolgt nur mit Not und Angſt wieder an ſein Lager.

Digitized by Google

Weshalb der Krebs rückwärts geht

Eine Ratte wollte ſich im Bache baden, aber ein Krebs zog ſie in die Tiefe. Da bat die Ratte: „Laß mich los und komm lieber mit mir in mein Haus!“ Der Krebs ging auch mit ihr. Als ſie in das Haus der Ratte gekommen waren, verſammelten ſich viele andere Ratten, um den Krebs zu ſehen. Aber jene ſagte: „Der Krebs ſoll dazu verurteilt werden, rückwärts zu gehen.“

Nun beſorgten die Ratten ein ſchwarzes Schnürchen, banden es an den Schwanz des Krebſes und zogen ihn rückwärts zum Bach zurück. Das ging eine Weile ganz gut, aber am Bachufer riß die Schnur, und der geplagte Krebs fiel rücklings in den Bach. Und ſiehe da! noch heutiges Tages trägt der Krebs in ſeinem Schwanz das Ende der ſchwarzen Schnur, und noch immer geht er rückwärts.

Schlange und Aal

Als der Herr nach Adams Fall das Urteil über die Schlange ſprach, daß ſie auf ihrem Bauche kriechen und Erde eſſen ſolle ihr lebelang, richtete ſie ſich ſtolz und höhniſch empor, als achte ſie der Strafe nicht. Da nahm der Herr Jeſus einen Stab und ſchlug ſie in drei Teile, ſo daß das Kopfende in einen Wald, das Mittelſtück mit den vier Füßen auf das Feld und das Schwanzende ins Meer fiel. Aus dem Kopf wurde eine neue Schlange, die das böſeſte Tier der Welt iſt, aus der Mitte die Eidechſe und aus dem hinteren Ende der Aal, der von allen Fiſchen das beſte Fleiſch hat, aber doch von Eſten und Schweden wegen ſeiner Verwandtſchaft mit der Schlange nur ſelten gegeſſen wird.

Die blinde Eſche

Der Frühling ſtand ſchon vor der Tür. Das Wärme ſpendende Sonnenmütterchen war emſig an der Arbeit, um den kalten Winter zu vertreiben und die blaue Anemone, die wurzelreiche Dotterblume und alle die anderen Frühblumen freigebig mit Jungfernkränzchen zu beſchenken. Als nun die Bäume ſahen, wie die Blumen ſo ſchön geputzt waren, beſchloſſen ſie, ſich auch recht bald vom lieben Sonnenmütterchen Gaben zu erbitten, um gemeinſam mit den Blumen ihre Feſtkleider anlegen zu können. Die Sonne erhörte die Bitte der

Digitized by Google

Bäume und ſchenkte jedem ein grünes Kleid, doch mit dem Bemerken, daß jeder das geſchenkte Kleid, ehe er es anlege, nach ſeinem eigenen Geſchmack umſäumen und ſticken ſolle.

Die Linde, ein flinkes Mädchen, zog ſchon am nächſten Tag ihr grünſeidenes Gewand an, wobei ſie ihren Blättern eine herzförmige Geſtalt gab. Als die ſchlanke Birke die Linde ſo ſchön geſchmückt ſah, fing ſie auch an ihre Blätter in Form eines Herzens zu wirken, denn ſie wollte auf dieſe Weiſe die Herzen der ſchönen Mädchen gewinnen. Aber wie betrübt wurde ſie, als die Linde ihr zuletzt erzählte, daß jene nicht ſie, ſondern die ſtarke Eiche liebten. Die Birke wußte in ihrer Trauer nichts anderes zu tun, als daß ſie kläglich weinte, und ſo weint ſie noch heute in jedem Frühjahr (die Menſchen nennen ihre Tränen Birkwaſſer).

Bald hatten ſich alle Bäume mit grünen Kleidern geſchmückt, nur die Eſche ſtand noch nackt und bloß da. Als die übrigen Bäume fragten, weshalb ſie ſich nicht ankleide, antwortete ſie ganz traurig: „Ich bin ja blind, daher weiß ich nicht, ob der Nordwind wirklich fort iſt oder nicht, denn ich fürchte, daß der unverſchämte Geſelle mir das geſchenkte Feſtkleid zerreißt.“ Jetzt fing die Eſche, auf den Zuſpruch der anderen, wohl an, geſchäftig und ſchnell Blätter zu treiben, aber ſie wurden in der Eile unvollkommen und zackig. Als die übrigen Bäume über ihre ſeltſame Kleidung ſpotteten, erwiderte ſie kein Wort, aber ſie ſchämte ſich ſehr und nahm ſich vor, ſich im Herbſt zeitiger bei den Geſchwiſtern zu erkundigen, um nicht beim Ablegen des Feſtkleides wieder die letzte zu bleiben. So geſchah es denn auch. Kaum fing der Nordwind rauher zu wehen an, da fragte die Eſche bereits: „Nachbar, iſt der Herbſt ſchon da?“ Und als ſie erfuhr, daß er ſchon vor der Tür ſtehe, da war ſie die erſte, die birr, birr, birr! ihre Blätter fallen ließ. Deshalb nennt man ſie noch heutiges Tages blind.

Digitized by Google

Epiſche Dichtung

Kalewipoeg

Der Sagenkranz, der ſich um den „Sohn des Kalew" windet, iſt das einzige, aber bedeutende epiſche Erzeugnis der eſtniſchen Volkspoeſie. Es ſind zwar nur Einzelgedichte, die durch die Geſtalt des Helden loſe zuſammengehalten werden, kein Epos alſo von einem Guß, aber ſie ſind reich an ſpannenden Situationen, an feinen lyriſchen Stimmungsbildern, reich vor allem aber an märchenhaften Elementen, an heldenhaften Taten und Kämpfen.

Es iſt bemerkenswert, daß hoch oben im Norden bei den Finnen und den ihnen nah verwandten Eſten die Kraft zu epiſcher Geſtaltung eine ſo ſtarke geweſen iſt, daß eifrige Sammler, die ins Volk gingen, eine rieſige Menge von Gedichten, die an einen gemeinſamen Helden anknüpfen, zuſammentragen konnten. In Finnland war es Elias Lönnrot, der die Kalevalaſagen aufzeichnete und zu einer gewaltigen Einheit verſchmolz, in Eſtland ſind es Dr. Fählmann und vor allem F. R. Kreutzwald geweſen, die mit Unterſtützung der Gelehrten Eſtniſchen Geſellſchaft in Dorpat die Kalewipoegſagen in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts ſammelten und zu 20 Geſängen von rund 18000 Verſen verbanden.

Digitized by Google

Der erste Teil dieser Sammlung erschien unter der Redaktion von Kreutzwald — Jähnmann war inzwischen gestorben — in der deutschen Übersetzung des Pastors Carl Reinthal im Jahre 1857 in Dorpat. Der Druck des Ganzen zog sich bis zum Jahre 1861 hin, wo die letzte Lieferung erschien. — Die Bruchstücke, die wir bieten, sind diesem inzwischen selten gewordenen Werk entnommen.

Der Leser möge nicht glauben, in den Kalewipoegsagen reinste, urquellmäßige Volksdichtung vor sich zu haben. Die sieht anders aus, gröber, unklarer, ungeordneter, durch Wiederholung oft auch langweiliger. Sammler und Übersetzer jener Zeit hielten sich aber für berechtigt, zu trennen und zu verbinden, umzustellen und zu ändern, um dem Ganzen eine lesbare Form zu geben. Wir danken es ihnen, denn ohne diese Arbeit, deren erste Proben das lesende Publikum erwärmten, wäre viel wertvoller Stoff verloren gegangen oder doch unbekannt geblieben. Trotzdem darf gesagt werden: ein treues Spiegelbild des estnischen Volkshelden, estnischer Bräuche und Sitten, estnischer Träume und phantasievoller Erfindung geben diese Verse doch.

In dem ersten Gedicht oder Gesang, wie Kreutzwald sagt, wird die „Präsentation" gegeben. Wir hören von Kalew, dem Vater des Helden, der in Estland herrschte und von seiner Mutter Linda, die in der Wiek, dem westlichsten Kreise des Landes, bei ihrer verwitweten Mutter lebte. Sie hat, mannbar geworden, viele Freier, darunter den Mond, die Sonne, den Sternenknaben, den Wasserfreier, den Wind auf seinem Sturmhengst und des Kunglakönigs Erben. Aber Linda weist sie alle ab, nur der riesenkräftige Kalew findet Gnade vor ihren Augen:

„Dieser ist nach meinem Sinne,
Diesen nehm ich gern zum Manne!"

Linda schenkt ihrem Gatten drei Söhne. Kalewipoeg ist der jüngste, er kommt erst nach dem Tode des Vaters zur Welt. Bevor dieser stirbt, bestimmt er, daß die drei Brüder um die Herrschaft losen sollen, wenn der Jüngste erwachsen sein werde.

Kalewipoeg entwickelt sich — ganz wie die Helden im Märchen — fabelhaft rasch zum riesenstarken Jüngling. Es heißt von ihm:

Digitized by Google

Vater Kalews edler Sprößling
Ward ein flinker Hüterknabe,
Dann ein tüchtger Pflügerbube,
Schoß wie eine junge Eiche
Schlank und kräftig in die Höhe
Und verhieß des Vaters Ausſpruch
Glänzend einſtmals zu erfüllen.
Täglich übt er ſeine Kräfte,
Täglich ward er größer, ſtärker.

Auf dem Hofplatz ſpielt er Kurni*),
Radſpiel auf dem weiten Anger.
Wenn er ſeine Kurniklötze
Aufgeſtellt am untern Rande
Und vom obern Rand ſein Knüttel
Sauſend durch den weiten Hofraum
Traf die aufgeſtellten Klötze,
Hei, wie flogen längs dem Anger
Bis zur fernen Kälberkoppel
Dann die aufgeſtörten Klötze
Weit und breit hin auseinander!
In den Wäldern, an den Hügeln
Und zerſtreut auf weiter Fläche,
Ja, im Meere fand man manche.

Seine Kurniklötze ſind noch
Heutzutage anzutreffen
Auf dem Spielplatz ſeiner Jugend,
Die man Jungfernſteine nennt,
Klötze, die der Rieſenknabe
Selbſt ſich aus Granit gehauen.

Oftmals ſah man auch den Knaben
Auf dem Hofplatz ſeiner Mutter

*) Ein Spiel mit Holzklötzchen, die auf der Erde in beſtimmter Form aufgebaut werden; man wirft mit einem Knüppel nach ihnen und ſucht ſie aus dem abgegrenzten Raum hinauszutreiben.

Digitized by Google

Sich aus hohen ſchlanken Birken,
Die er aus der Erde rupfte,
Als wenns dünne Halme wären,
Kleine nette Schlittchen machen
Oder Katzenkörbchen flechten.
Es verfloſſen unter Spielen
Raſch die Jahre ſeiner Kindheit
Und der junge Kalewide
Steuerte mit vollen Segeln,
Die die Mutterliebe blähte,
In das Meer der reifern Jahre.
Vater Kalews jüngſter Sprößling
Maß bald volle Manneslänge,
Schritt vorbei den ältern Brüdern
Und erreichte bald den Vater.

Nun kommt die Zeit, wo er kühne Taten verrichtet, böſe Meergeiſter tötet, Auerochſen, Bären und Wölfe jagt. Während er eines Tages fort iſt, wird Linda, ſeine Mutter von einem finniſchen Zauberer entführt, allein ihn trifft der Donnergott mit ſeinem Blitz, ſo daß er in tiefe Ohnmacht fällt. Linda iſt vor ſeiner Gier gerettet, doch wird ſie auf der Flucht in einen Felsblock verwandelt, der noch heute auf dem Iruberge zu ſehen iſt.

Kalews Sohn kehrt mit ſeinen Brüdern von der Jagd zurück; ſie finden die Mutter nicht, alles Rufen und Suchen iſt vergeblich. Die Brüder legen ſich ermattet zur Ruh, Kalewipoeg aber gibt die Hoffnung nicht auf, die teure Mutter wiederzufinden. Er geht zum Grabhügel des Vaters und fragt den Toten um Rat, wohin er ſich wenden ſolle. Des Vaters Stimme gibt ihm zur Antwort, er ſolle ſich vom Winde den Weg zeigen laſſen. Da wandert er fort und gelangt dem Winde folgend ans Meer.

Digitized by Google

Vierter Geſang. Vers: 39—70, 85—96, 125—130.

Als er ſich am ſteilen Ufer
Scharfen Blicks noch umgeſehen,
Aber nirgend von der Teuren
Eine Spur entdecken konnte,
Warf der Jüngling von dem Glintrand*)
Sich hinunter in die Wogen,
Die in ihrem breiten Bette
Mächtig rauſchend ihn empfingen.

Mit den Händen kräftig rudernd
Steuert er mit ſeinen Füßen,
Läßt das Haar als Segel wehen
Und beginnt der Küſte Finnlands
Nördlich haltend zuzuſtreben;
Denn im Norden hofft er ſicher
Seine Mutter aufzufinden,
Birkhuhn aus dem Garn zu löſen,
Linda ſicher zu befreien.

Von dem Himmelsdome blinkten
Schon der alte Sternenwagen
Und der ſchwedſche Bär hernieder

*) Die ſteile nördliche Felsküſte Eſtlands wird der Glint genannt.

Digitized by Google

Und der helle Stern des Nordpols,
Feſt an einen Punkt geheftet.
Alle wieſen ihm die Richtung
Auf der naſſen Bahn nach Finnland,
Nach dem hohen Felſenufer.

O du ſtarker Sohn des Kalew,
Seiner Witwe Troſt und Stütze!
Nichts vermochte deinen Eifer,
Nichts dein Streben zu ermüden
Oder deine Kraft zu lähmen,
Als dein liebend Herz dich antrieb
Deiner Mutter Spur zu ſuchen,
Der Verlornen nachzuſpüren.
Sterne kamen, Sterne gingen;
Nur der glänzende Polarſtern
Und der alte Wagen hielten
Unverändert Wacht am Himmel.

Endlich taucht aus krauſen Wellen
Hüpfend auf ein ſchwarzes Pünktchen,
Das ſich vor dem rüſtigen Schwimmer
Bald zu einer Inſel ausdehnt
Und im Angeſicht der Inſel
Rührt er raſcher noch die Glieder.

Kalews Sohn ruht ſich auf dem Eiland aus, ermüdet von der gewaltigen Anſtrengung. Da hört er in der Nähe ein Mädchen ſingen. Das ſang ſo kunſtlos wie ein Vogel, ſo ſüß wie die Nachtigall. — Kalewipoeg horcht hin und:

Vierter Geſang. Vers: 186—230.

Aus des Mägdleins Kehle drangen
In des Lauſchers Ohr die Worte:
„Weit entfernt iſt mein Geliebter,
Hinterm Waſſer mein Erkorner,
Unerreichbar meinen Blicken.

Zwiſchen mir und meinem Trauten
Türmen ſich des Meeres Wogen,
Liegen weitgeſtreckte Seen
Und unzählge Heideflächen,
Dehnen Äcker ſich und Wieſen,
Triften ſich und Angerplätze,
Wälzen Ströme ihre Fluten
Und entſpringen tauſend Quellen.
Ach, wer nennt die Dinge alle,
Die mich nicht zu ihm gelangen,
Ihn zu mir nicht kommen laſſen!
Nicht in Monden, nicht in Jahren
Hör ich ſeine traute Stimme,
Seh ich in ſein treues Auge,
Darf ich mich in ſeinen Armen
Seiner Liebesglut erfreun.

Weit entfernt iſt mein Geliebter.
Hinterm Waſſer mein Erkorner,
Unerreichbar meinen Blicken.
Gegen mich und meinen Trauten
Hat ſich Meer und Land verſchworen.
Bring ihm, Lüftchen, meine Grüße,
Weh ihm zu, daß ich ihn liebe!
Ach ihr Wolken, ſchützt ſein Leben!
Meereswogen, Regenſtröme,
Rauſcht ihm Wonne zu und Freude!
Lehr ihn weiſe ſein, o Himmel,
Laß ihn ohne Sorge leben!
Seine Pflichten freudig üben!
Bring von mir ihm ſoviel Grüße,
Als wie oft ich an ihn denke;
Bring von mir ihm ſoviel Grüße,
Als ich Wünſche für ihn hege;
Bring von mir ihm ſoviel Grüße,
Als das Erlenwäldchen Blätter,
Kätzchen zählt das Birkenwäldchen,
Nadeln unſre Tannen wiegen;

Digitized by Google

Soviel, ſoviel, ſoviel Grüße,
Als du Wellen ſiehſt im Meere,
Sternlein an dem Himmelsbogen!“

Endlich erblickt Kalews Sohn die ſchöne Sängerin, eine zarte Jungfrau. Reiche Locken decken ringelnd den ſchönen Nacken und den weißen Buſen. Kalewipoeg fühlt ſich wie zum Wettkampf aufgefordert und beginnt ſeinerſeits ein Lied zu ſingen, das dem Mädchen ſchmeichelt.

Das Eilandsmädchen erblickt ihn und — flieht nicht ſeine Nähe. Schnell kommt es zum Geſpräch; unſichtbare Fäden umſtricken die jungen Herzen der beiden, abſichtslos ſinkt das Mädchen an die Bruſt des Fremdlings. . . .

Da ertönt ein Schrei, ein Jammerruf wird laut; der ſchlafende Vater des Mädchens hört ihn, ſchüttelt den Traum ab, greift zu ſeiner Keule, tritt zur Hütte hinaus, eilt zu ſeiner Tochter und bleibt ſprachlos vor dem rieſigen Jüngling ſtehen. Der fragt ganz arglos nach dem finniſchen Zauberer, der ſeine Mutter entführt habe. Im Geſpräch mit dem Vater nennt Kalewipoeg ſeine Herkunft; da erſchrickt das Eilandmädchen, als er Kalew ſeinen Vater, Linda ſeine Mutter nennt, ſie tritt fehl und ſtürzt vom Fels in das Meer. Kalew ſpringt ihr nach, will ſie retten, aber es iſt vergeblich, ſie taucht nicht wieder auf. Da ſchwimmt er weiter, Finnlands Küſte entgegen.

Er landet glücklich, ſucht nach den Spuren ſeiner Mutter und gelangt in das Gehöft eines Zauberers, der ihm feindlich entgegentritt. Kalewipoeg tötet die Söldner des Zauberers, die dieſer aus Flaumfedern erſchafft, dann ihn ſelbſt. Ermüdet ſinkt er in Schlaf und erkennt aus Traumbildern, daß ſeine Mutter nicht mehr am Leben iſt.

Erwacht und geſtärkt will er heimwärts eilen. Da fällt ihm ein, daß in Finnland ein berühmter Waffenſchmied lebt, von dem er das beſte Schwert der Welt erhalten könnte. Kalewipoeg läßt ſich dorthin den Weg weiſen und verſucht nun eine Waffe nach der andern, die der Meiſter ihm anbietet. — Der Leſer fühlt ſich lebhaft an die Schwertproben Siegfrieds erinnert, und hier wie dort ſpaltet der Held den Amboß mit einem Streich.

Digitized by Google

Stumm ergriff der Sohn des Kalew
Eins der längſten von den Schwertern,
Wog es prüfend in der Rechten,
Bog ſodann die breite Klinge
Faſt zu einem Reif zuſammen,
Der ſich augenblicklich wieder
Ohne Tadel grade ſtreckte,
Ließ ſie dann mit Blitzesſchnelle
Sauſend über'm Haupte wirbeln
Und vollführte endlich jauchzend
Einen Hieb aus Leibeskräften
Auf den Felsblock in der Schmiede,
Daß die Funken weithin ſprühten.
Dieſem mörderiſchen Hiebe
War die Waffe nicht gewachſen,
Denn der Stahl zerbrach in Stücke,
Und das Heft blieb nur allein
In der Fauſt des Rieſenjünglings.

„Hol der Geier ſolche Fäuſte!"
Rief der Waffenmeiſter fluchend.
„Ei wer wird denn Kinderſpielzeug
Unter Männerwaffen miſchen!"
Warf der Kalewſohn dem Meiſter
Höhniſch lachend in die Zähne
Und ergriff nun ohne Wahl
Noch ein zweites Schwert vom Haufen
Und darnach auch noch ein drittes,
Eh der Schmied es hindern konnte,
Machte wirbelnd ſeine Schwenkung
Jedesmal und ließ das Schwert
Auf den Block dann niederſchmettern,
Daß es Feuer regnete
Und der Stahl in tauſend Stücken
In dem engen Raum umherflog,
Während nur der Griff allein
In der ſtarken Hand zurückblieb.

Digitized by Google

Kalewipoeg will dieſe Waffen nicht; da bringt ihm der alte Waffenſchmied das Meiſterſtück ſeiner Kunſt, an dem er ſieben Jahre gehämmert und gefeilt hat und das von Kalew dem Helden beſtellt geweſen iſt.

Sechſter Geſang. Vers: 442—474.

Kalews Sprößling nahm die Waffe
Aus der Hand des Schmiedemeiſters
Still und ehrfurchtsvoll entgegen,
Und nachdem er ſie gefaßt,
Ließ er ſie in mächtgem Schwunge
Wirbelnd wie ein Feuerrad
Um ſein Handgelenk ſich drehen.
Sauſend flog die blanke Klinge
Durch die Luft, wie wenn im Sturm
Eine Hagelwolke raſſelnd
Ihrer Schloßen ſich entledigt
Und dazu die Windsbraut heulend
Über die empörten Wogen
Durch die Wälder raſt und wütet,
Daß die hundertjährgen Eichen
Krachend ihre Gipfel neigen
Und erzürnt den Raſen peitſchen,
Und die Dächer von den Hütten

Digitized by Google

Mit dem aufgeregten Sande
Hoch ſich in die Luft erheben
Und den Wolken eilig folgen.

Kalews edler Rieſenſprößling
Ließ alsdann die Wucht der Klinge
Mit der Schnelligkeit des Blitzes
In den mächtgen Amboß fahren
Und die ſieggewohnte Rechte
Spaltete den ſchweren Amboß
Nebſt dem dichtberingten Klotze,
Der ihn trug, bis auf den Boden,
Ohne daß die blanke Schneide
Auch nur eine leichte Schramme
Sichtbar nachbehalten hätte.

Kalewipoeg behält dieſes Schwert und verſpricht, von Eſtland her reichen Lohn zu ſenden. — Es folgt ein Gelage. In der Trunkenheit prahlt der Held mit der genoſſenen Gunſt der Eilandstochter. Ein Sohn des Schmieds ſtellt ihn darob zur Rede, muß jedoch dieſe Kühnheit mit ſeinem Kopfe büßen. Der alte Schmied legt einen Fluch auf Kalews Sohn, der den Frieden des Hauſes gebrochen hat:

„Möge dich mein Fluch begleiten,
Bis er an dir wahr geworden,
Bis das Schwert, das du entweiht,
Dich einſt ſelber hingemordet . . .“

Kalewipoeg entweicht, kommt zur Beſinnung und kehrt in ſeine Heimat zurück. — Im Wettkampf mit ſeinen Brüdern gewinnt er das Erbe ſeines Vaters und wird König.

Nun folgen eine Reihe von Abenteuern, die der Held in die Ferne nach Oſten wandernd erlebt. Er gelangt an den Peipusſee und durchſchreitet ihn in einer Stunde. Ein Zauberer verſucht das Schwert zu rauben, während der Held ſchläft, läßt es aber in einen Fluß fallen und vermag es nicht herauszuheben. Kalewipoeg geht den Spuren nach, findet ſein Schwert, läßt es aber im Fluſſe liegen, weil es ſelber erklärt, es wünſche nicht von der Hand eines Zornmütigen geführt zu werden.

Digitized by Google

Kalews Sohn gerät hierauf in einen Kampf mit den Söhnen des finniſchen Zauberers. Der Held verteidigt ſich mit einer Planke. Der Streit iſt ſchwer. Kalewipoeg hört ein feines Stimmchen rufen: „Schlag mit der Kante! mit der Kante!“ Er folgt dem Rat und ſiegt.

Zwölfter Geſang. Vers: 182—198.

Als der ſtarke Sohn des Kalew
Nach dem angeſtrengten Kampfe
Sich ein wenig ausgeruht,
Rief er nach dem Buſch ſich wendend,
Wo der Freund ſich hören laſſen:
„Gib mir Auskunft, lieber Bruder,
Männchen mit der feinen Stimme,
Wer du biſt, mein Guter, Lieber,
Der mir guten Rat erteilte,
Als ich in der Klemme war!“

Männchen mit der feinen Stimme,
Geiſtbegabtes kleines Männchen,
Schnell den Sinn erfaſſend, ſagte:
„Ich, ein kleines Männchen, war es,
Ich, der arme nackte Igel,
Der den Rat dir zugeflüſtert,
Dir den guten Rat gegeben.“

Kalewipoeg fordert den Igel auf, doch aus dem Dickicht hervorzukommen, aber der Igel antwortet:

Vers: 211—266.

Kann nicht kommen aus dem Dickicht,
Kann nicht aus dem warmen Neſte
In der kühlen Abendluft
Das betaute Gras betreten.
Als der alte Weltenſchöpfer
Alle Weſen ſchuf auf Erden,
Überſah es ſeine Weisheit,
Daß ich ohne Rock geblieben,

Digitized by Google

Ohne wärmende Bekleidung.
Wenn ich nacktes, ſchwaches Männchen
Wagte aus dem warmen Neſte
An die freie Luft zu treten,
Würd ich ſicherlich erſtarren,
Würde mich die Kälte töten."

Kalews Sohn erwiderte:
„Höre, lieber, goldner Bruder,
Armer kleiner nackter Igel,
Komm getroſt heraus ins Freie,
Daß ich deine Blöße decken,
Einen Pelz dir geben könne!"

Da entſchlüpfte dem Geſträuche
Aus dem warmen Neſt der Igel,
Nackt und bloß, ein kleines Weſen,
Das vor Kälte gleich ſich krümmte
Und am ganzen Körper bebte.

Sprach zu ihm der Sohn des Kalew:
„Du erteilteſt, lieber Igel,
Guten Rat mir in der Not,
Halfſt mir glücklich aus der Klemme.
Mit der ſcharfen Kante hauend
Blieb ich Sieger auf dem Platze
Und mit Wolfsgeheul entflohen
Noch zu rechter Zeit die Buben.
Zur Bezeugung meines Dankes
Will ich dir von meinem Pelze
Nur ein kleines Stückchen ſchenken,
Das auch etwas ſtachlig iſt,
Doch als Überwurf dir dienen
Und auch dazu nützen wird,
Künftig Braun und Iſegrim
Dir vom Neſte fernzuhalten."

Alſo ſprach der Sohn des Kalew,
Riß ein Stückchen aus dem Futter

Digitized by Google

Seiner eigenen Bekleidung
Und verehrte es dem Igel.

Herzlich dankend nahm der Igel
Das Geſchenk und hüllte ſich
Sorglich in die warme Decke;
Doch das Stückchen war ſo klein,
Daß es nur den Rücken deckte
Und zur Not die beiden Seiten;
Bauch und Füße blieben immer
Unbedeckt noch wie zuvor.

Seit dem Vorfall trägt der Igel
Dieſes dornbeſetzte Röckchen,
Das ihm ſichern Schutz gewährt.

Nach mannigfachen Abenteuern mit dem Peipuszauberer, mit den drei gefangenen Spinnerinnen im Höllenhof, von denen der Held drei Zaubergegenſtände erhält — Schwert, Rute und Hut — und deren willfährige Gunſt er ausgiebig genießt, und nach dem Kampf mit dem „Gehörnten" im Höllenhof, den er in die Erde ſtampft, kehrt Kalewipoeg in ſein Reich zurück.

Hier beſchließt er, zuſammen mit Olews Sohn, dem Baumeiſter, eine Stadt zu bauen. Noch bevor ſie aber fertig iſt, will er „weiſe Pfade erforſchen" und bis ans Ende der Welt ſegeln. Auch auf dieſer Fahrt erlebt er unzählige Abenteuer, gelangt u. a. in ein Rieſenland, wo er ſich als Kinderſpielzeug vorkommt, erkennt aber ſchließlich das Nutzloſe ſeiner Fahrten und kehrt heim. Lindaniſſa, die zum Gedächtnis ſeiner Mutter ſo getaufte Stadt, iſt unterdeſſen erbaut. Dann bedrohen Feinde das Land, aber Kalewipoeg beſiegt ſie.

Noch einmal dringt der Held in die Unterwelt ein, hat manche Kämpfe zu beſtehen und bindet ſchließlich den „Höllenalten," nachdem ſeiner Mutter Schatten ihn gelehrt hat, daß der Höllenalte ſeine Kraft verliert, wenn er zu Boden geworfen wird. Es heißt hier:

Digitized by Google

Doch der Mutter Schatten ſchaute
Wachen Blicks des Sohns Ermatten,
Nahm den Wolkenſtock zu Handen
Schwenkt ihn zehnmal wohl im Kreiſe
Übers Haupt im Wirbeldrehen,
Und warf krachend ihn zu Boden;
Vorbild wars dem Kalewiden.

Und der ſtarke Sohn des Kalew
Wußte gleich der Mutter Meinung
Sich verſtändig auszudeuten,
Faßt den Feind am Wadenbande,
Hörneralten an dem Kniequirl,
Hob ihn dann mit Windeseile
Wie den Wockſtock in die Höhe,
Dreht ihn zehnmal wohl im Kreiſe
Wie ein Bündel Werg den Alten,
Warf ihn mit gewaltgem Schwunge
Klatſchend nieder an den Boden.
Stemmt die Knie ihm auf die Bruſt dann,
Faßt die Gurgel mit den Fäuſten,
Sucht den Alten zu erwürgen;
Griff nach ſeinem Gurt am Leibe,
Um den Böſen feſt zu ſchnüren.
Und er ſchleppte den Beſiegten
An dem Strang zur Eiſenkammer,
Schlug die Füße ihm in Feſſel,
Legte ihn in Kettenbande
So an Füßen wie an Händen,
Band ſodann die dritte Feſſel
Reifenartig um den Hals ihm,
Vierte Feſſel um den Leib ihm.
Und er feſtigte die Enden
In die ſtarke Felſenmauer,
Rollt herbei dann einen Feldſtein
Wie ein Häuschen groß als Türe,
Und er band des Halſes Feſſel

Digitized by Google

An den Stein mit ſtarken Knoten,
Feſtigt ſie mit Eiſenklammern,
So daß nicht aus Stub und Kammer
Schreiten konnt der Höllenalte.

Kalewipoeg nimmt vier Säcke Gold mit ſich und zieht heimwärts. Unterdeſſen ſind von Olews Sohn drei weitere Städte erbaut. Kalewipoeg entſagt allen Abenteuern und tut ſeinem Lande viel Gutes. Seine Untertanen wünſchen, er ſolle heiraten, aber er weigert ſich deſſen.

Wiederum droht Krieg. Kalews Sohn bittet ſeinen Vater im Grabhügel um Rat, erhält aber keine Antwort. Er vergräbt nun ſeinen Goldſchatz, um ihn vor dem Feinde zu ſichern, ſammelt ſein Heer und kämpft gegen die Ritter. Schwer iſt der Sieg, allein er erringt ihn, dank ſeiner gewaltigen Kraft und dem treuen Beiſtand ſeiner Mannen.

In der zweiten Schlacht jedoch gegen Polen, Tataren und Litauer fallen alle die Seinen bis auf Olews Sohn; von den Feinden freilich entrinnt keiner, ſie alle ſinken unter den gewaltigen Streichen des Helden zu Boden. — Kalewipoeg überläßt nun Olews Sohn die Herrſchaft in Lindaniſſa, zieht ſich ſelber in eine Einſiedlerſtätte mitten im Walde zurück und führt dort ein beſchauliches, ärmliches Leben.

Einſt wandert er zum Peipusſee und durchquert den Fluß, in dem ſein altes gutes Schwert liegt. Da muß ihm das Schwert, dem Fluche des Finnland-Schmiedes gehorchend, beide Unterſchenkel abſchneiden. Kalewipoeg ſtirbt; ſein Todesſchrei ſteigt hinauf zum Himmel, und ſeine Seele ſchwingt ſich empor zur Halle ſeiner Ahnen.

Der Held gelangt zu Altvater und der vertraut im nach langem Beſinnen an, denn er weiß nicht ſogleich, welches Amt er dem gewaltigen Manne geben könne, das Höllentor zu bewachen und den Gehörnten zu hüten, damit er nicht entweiche.

Als Kalewipoeg vor dem Felſentor angelangt iſt, ruft eine Stimme von Oben:

Digitized by Google

„Schlage mit der Faust den Felsen!"
Und die schwere Hand erhebend
Schlug er mit der Faust den Felsen,
Daß sie spaltend tief hineindrang:
Und die Rechte blieb gefangen.

Dort auf seinem Rosse reitet
Heute noch der Kalewide
Handgefesselt an dem Felsen,
Und bewacht am Höllentore
Andrer Fesseln, selbst gefesselt.

Höllengeister suchen emsig
Doppelt angebranntes Kienholz,
Um die Ketten zu zerbröckeln,
Um die Fesseln zu zerreißen,
Deren Ringe um die Julzeit
Schrumpfen ein zu Härchendicke.
Aber ruft der Hahn im Frührot
Von des alten Vaters Toren
Um das Julfest anzukünden:
Werden jener Kette Glieder
Alle plötzlich wieder dicker.

Kalews Sohn versucht die Rechte
Mit Gewalt von Zeit zu Zeiten
Aus der Felsenwand zu reißen,
Und mit Schütteln und mit Rütteln
Macht den Boden er erbeben
Und die Hügel zitternd schwanken,
Und das Meer fängt an zu schäumen;
Doch ihn hält die Hand von Mana:
Daß der Wächter nicht vom Tore,
Der Beschützer nicht entweiche.

Einmal wird die Zeit beginnen,
Wo die Spähne von zwei Seiten

Digitized by Google

In gewaltgen Flammen brennen
Und die offnen Gluten ſchmelzen
Dann die Hand auch von dem Felſen.
Dann kehrt Kalew auf die Erde,
Seinem Volke Glück zu bringen,
Eine neue Zeit der Eſten.

Digitized by Google

Märchen und Schwänke

Was ſich die Hexen in der Johannisnacht erzählen

Es waren einmal zwei Brüder, die wollten auf Wanderſchaft gehen, um in der weiten Welt ihr Glück zu verſuchen. Sie ſtießen ihre Meſſer in den Stamm einer mächtigen Tanne und trafen folgende Vereinbarung: wer von ihnen zuerſt wieder heimkehren würde, der ſolle die Meſſerklinge des anderen beſehen, ob ſie noch blank ſei; das würde ein Zeichen ſein, daß der andere noch lebe. Dann trennten ſie ſich, und ein jeder ging ſeines Weges.

Der jüngere Bruder durchwanderte viele fremde Länder, ohne zu irgend etwas zu kommen und kehrte nach einem Jahre traurig wieder in die Heimat zurück. Als er zu der Tanne kam, ſah er, daß die Klinge von ſeines Bruders Meſſer blank war; alſo lebte er noch. Weil es aber ſchon gegen Abend ging, beſchloß der Jüngling unter der Tanne zu übernachten. Es war aber gerade Johannisnacht. Nachdem er ein paar Stunden feſt geſchlafen hatte, erweckte ihn um Mitternacht ein Rauſchen und Schnattern. Er blickt auf und ſieht einen Schwarm Elſtern, der ſich lärmend auf dem Wipfel der Tanne niederläßt. Lange hört der Burſche dem Schnattern zu, bis es ihm allmählich ſcheint, als verſtehe er, was ſie reden.

Digitized by Google

„Wißt ihr, Schwestern, schon meine Neuigkeit?“ sagt eine Elster. „Es steht nicht fern von hier im Westen eine schöne große Stadt, die an allem Überfluß hat, nur Wasser gibt es dort nicht. Diesem Mangel aber läßt sich leicht abhelfen. Auf dem Felde vor der Stadt steht eine mächtige Linde. Würde man am Fuße dieser Linde nachgraben, so käme ein ganzer Wasserstrom herauf.“

„Ja, ja — aber wißt ihr auch meine Neuigkeit?“ sagte die zweite Elster. „Nicht weit von jener Stadt, gen Osten, ist ein hoher Berg, in welchem sich Schätze aller Art befinden. Niemand aber versteht es, in den Berg hineinzugelangen. Und doch ist es so leicht! Man braucht nur am Morgen von Georgi*) vor Sonnenaufgang drei Furchen um den Berg zu pflügen, dann tut er sich von selber auf, und die Schätze gehören dem Pflüger.“

Und so gings weiter. Eine jede Elster plauderte ihre Neuigkeit aus. Dann wurden die Vögel unruhig, schlugen mit den Flügeln und flogen davon. Der Bursche unter dem Baume aber merkte sogleich, daß das nicht gewöhnliche Elstern, sondern Hexen gewesen, die in der Johannisnacht herumfliegen und einander ihre Neuigkeiten erzählen.

Der Tag begann kaum zu dämmern, als der Jüngling schon unterwegs nach jener von der Hexe geschilderten Stadt war. Es dauerte auch nicht lange, so befand er sich mitten in ihren schönen Straßen. Er trat in ein Haus und bat um einen Trunk Wasser. „Du bist wohl fremd hier“ — ward ihm zur Antwort — „daß du nichts von unserer Not weißt. Wir haben alles in Fülle, nur an Wasser fehlt es uns ganz; da leiden wir selber brennenden Durst.“ Darauf begab sich der Jüngling auf den Marktplatz und sprach also zum Volke: „Was wollt ihr mir geben, wenn ich euch Wasser schaffe?“ Die Ratsherren versprachen ihm einen hohen Lohn; man einigte sich schnell — und alle folgten dem Jüngling bis zu der mächtigen Linde außerhalb der Stadt. An ihrem Fuße ließ er eine tiefe Grube graben. Als sie ihm tief genug erschien, horchte er hinein und vernahm deutlich unterirdisches Wasserrauschen. Nun ergriff der Jüngling einen Stein und warf ihn mit aller Kraft in die Grube. Sofort schoß ein gewaltiger Wasserstrahl empor; dann fing es mächtig an zu brausen, ein Strom frischen, klaren Wassers ergoß sich gegen

*) d. h. am Morgen des St. Georgstages, am 23. April.

Digitized by Google

die Stadt und, Mauern und Häuser umreißend, in sie hinein. Arbeiter taten dem Wüten des entfesselten Elementes bald Einhalt und gaben dem neuen Flusse eine Richtung. Da herrschte große Freude unterm Volke und Gold und Ehren wurden dem Wasserfinder zuteil.

Bis zum Frühjahr blieb er in der Stadt und ließ sichs wohlgehen, dann aber gedachte er dessen, was die zweite Hexe erzählt hatte. Ein Pferd und einen Pflug nahm er mit und machte sich auf, den Berg zu suchen. Bald hatte er ihn auch erreicht und am Morgen des Georgstages die drei Furchen um seinen Fuß herumgezogen. Da tat sich der Berg von selbst auf und eine Unzahl kostbarer Schätze ward sichtbar — Silber, Gold, Edelsteine in Hülle und Fülle. Nun war der arme Jüngling reicher geworden, als die Allerreichsten auf Erden und konnte ein wahres Schlaraffenleben führen.

Einst fuhr er in seiner sechsspännigen Prunkkarosse auf der Landstraße spazieren. Da begegnete ihm ein armer Wanderer, der ein Füllen am Zaume führte. Dieser Wanderer war sein älterer Bruder, der in der Fremde nichts gewonnen hatte als eben dieses Füllen. Der Reiche ließ, nachdem er den Bruder erkannt hatte, halten und fragte: „Wo kommst du her, was hast du erlebt und was erworben?" Da wies der Arme traurig auf das Füllen und sprach: „Das ist alles, was ich in der Fremde erworben habe."

Nun erzählte ihm der Reiche, daß auch er nach einem Jahr blutarm auf der Heimkehr begriffen gewesen, was die Hexen im Tannenwipfel erzählt hätten und wie es ihm ferner ergangen wäre. Der ältere Bruder hörte ihm aufmerksam zu und dachte bei sich: „Wenn diesem, der um so viel jünger und dümmer ist als ich, ein solches Glück zuteil geworden, so kann es mir, dem älteren und klügeren, gewiß nicht fehlen. Ich werde noch mehr Schätze gewinnen als er." Aus Scham und Zorn aber erschlug er das Füllen. Dann setzte er seinen Weg fort. — Gerade in der Johannisnacht kam er an jene Tanne und legte sich, wie zum Schlafe, unter ihr nieder. Um Mitternacht flogen auch, wie damals, die Elstern herbei, setzten sich schnatternd und flügelschlagend in den Wipfel und fingen an zu reden. „Wißt ihr auch, Schwestern," sprach eine, „meine diesjährige Neuigkeit? Was wir vor einem Jahr hier von der wasserarmen Stadt und dem schätzereichen Berge erzählt, das muß jemand belauscht haben; denn ein

Digitized by Google

Jüngling hat der Stadt Waſſer gegeben und den Berg ſeiner Schätze beraubt. Laßt uns darum vorſichtig ſein und erſt mal unter dem Baume nachſchauen. Vielleicht iſt wieder ein Lauſcher da."

Und mit fürchterlichem Geſchnatter ſchoß der ganze Schwarm zur Erde hinab. Da fanden die Hexen den älteren Bruder und töteten ihn ſofort.

Digitized by Google

Der Bärenmenſch

Ein Mädchen ging einſt in den Wald, um Pilze zu ſammeln. Da begegnete ihr ein Bär, der ſie ergriff und in ſeine Höhle ſchleppte. Dort mußte ſie drei Jahre bleiben und dem Bären dienen. Als ſie aber Mutter eines Kindes wurde, das zur Hälfte ein Menſch, zu Hälfte Bär war, jagte das Untier ſie fort. Ihr Sohn, den man „Bärenmenſch" nannte, gedieh und ward außerordentlich ſtark und gewandt. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, verdingte er ſich bei einem Pfaffen als Knecht. Das geſchah im Winter. Eines Tages ſchickte ihn ſein Herr nach Holz in den Wald. Dort ſuchte ſich der Recke eine mächtige Fichte und holte, um ſie zu fällen, mit der Art kräftig aus; weil dieſe aber nicht ganz feſt auf dem hölzernen Stiel ſaß, flog ſie wer weiß wohin fort. Da ergrimmte der Bärenmenſch, zerbrach den Baum in kleine Stücke und belud mit ihnen den Schlitten, ſo daß es ein gewaltiges Fuder wurde. Nun wollte er nach Hauſe fahren, aber das Pferd konnte die ſchwere Laſt nicht fortſchleppen, es ſcharrte und ſchnarchte, ohne von der Stelle zu kommen. Der Knecht verſetzte ihm einen leichten Schlag auf die Rippen, da ſtürzte es hin und verröchelte. Was tun? Der Bärenmenſch mußte das Fuder wohl oder übel ſelbſt nach Hauſe ziehen. Als das der Pfaffe ſah, ſprach er: „Entweder du kaufſt mir ein neues Pferd, oder ziehſt von nun an alle Laſtfuhren ſelbſt. Jetzt mußt du aber ſchnell zur Mühle, denn es iſt kein Mehl mehr im Hauſe!" Geſagt, getan. Der Knecht belud einen Schlitten mit Säcken voll Getreide und fort gings im Laufſchritt

Digitized by Google

nach der Mühle. Dieſe aber war behext und es wohnte dort eine Teufelsfamilie. Als der Bärenmenſch die Mühle betrat, fand er im erſten Zimmer nur den Sohn und mehrere Weiber vor.

„Wo iſt der Alte?“ fragte er.

„In der Hinterſtube,“ erwiderte der Sohn.

„Dann ruft ihn mal heraus!“ befahl der Recke.

Aber die Weiber gehorchten nicht. Da ergriff der Bärenmenſch den jüngſten Teufelsſohn bei den Füßen und ſchlug mit ihm auf die Weiber los, bis ſie alle für tot dalagen. Krächzend und ächzend fuhr jetzt der alte Teufel aus der Hinterſtube und mit weitgeöffnetem Rachen auf den Knecht los. Der aber ſprang behende zum Ofen, ergriff das Schüreiſen und ſtach es dem Unholde tief, tief in den Schlund hinein. Dann erſchlug er den rücklings Hingefallenen ganz und mahlte das Getreide ſelber. Der Pfaffe aber konnte, ſo gern ers auch getan hätte, ſeinem Arbeiter keinen Vorwurf machen.

Nach einiger Zeit ſchickte der Pfaffe den Bärenmenſchen nach Kurland; da ſollte in einem Sumpfe, nicht weit von dem Flüßchen Roja, ein großer Kaſten mit Gold liegen, den ein dreiköpfiger Drache bewachte. Dieſen Schatz wollte der Pfaffe gern haben. Der Knecht tat, wie ihm geheißen.

Außer dem Kaſten nahm er aber auch den Drachen in einem Sacke lebendig mit ſich. Der Pfaffe hatte ſich eben beim Mittageſſen gütlich getan, als der Bärenmenſch zurückkehrte und den Kaſten mitten ins Speiſezimmer hineinwarf, daß es nur ſo krachte. Dann ließ er den Drachen los, der ſich wütend auf den Pfaffen ſtürzte — und lief ſelber davon.

In einer Einöde begegneten dem Recken zwei andere Helden mit Namen Bergſteiger und Strauchfreſſer. Sie beſchloſſen beiſammen zu bleiben und von der Jagd zu leben. Geſagt, getan. Am erſten Morgen ging der Bärenmenſch und der Strauchfreſſer auf Beute aus; der Bergſteiger aber ſollte zu Hauſe für ſie das Mahl bereiten. Als ſie, mit reicher Beute beladen, zurückkehrten, war von einem Mahle nichts zu ſehen und ihr Kamerad klagte trübſelig, es wäre ein furchtbarer Rieſe gekommen, der alles verſchlungen hätte. Am andern Tage blieb der Strauchfreſſer zu Hauſe, dem es nicht beſſer erging. Am dritten Tage endlich war des Bärenmenſchen Reihe. Er ſchärfte ſeine Axt, ſchlug und zerkleinerte Holz und zündete ein Feuer an. Als die Suppe bereitet war, goß er ſie in eine Schüſſel, ſtellte dieſe in einen

Digitized by Google

Winkel und bedeckte ſie mit Holz. Bald kam der Rieſe und verlangte zu eſſen. „Das ſollſt du haben," ſagte der Bärenmenſch, „hilf mir nur erſt noch einiges Holz zerkleinern." „Gern," erwiderte der Rieſe. Nun hieb der Recke mit ſeinem Beil in einen mächtigen Balken und trieb einen Keil in die Öffnung. Der Rieſe wollte ihm helfen und ſteckte beide Hände neben dem Keil in den Spalt hinein. Da ſagte der Bärenmenſch: „Halte beide Teile des Balkens nur kräftig auseinander, ich werde den Keil herausſchlagen und in einen anderen Balken hauen. Wirſt du aber auch Kraft genug haben?" „Fürchte nichts, es wird ſchon gehen," meinte der Rieſe. Da ſchlug der Bärenmenſch den Keil heraus, und des Rieſen Hände wurden ſo ſtark eingeklemmt, daß er ſich nicht zu rühren vermochte. Sein Überliſter aber ergriff einen Feuerbrand und ſengte dem Gefangenen alle Haare vom Haupte ab. Das hielt der Rieſe nicht aus, ſprang heulend auf und lief mitſamt dem Balken davon.

Darauf lebten die drei lange Zeit friedlich und ungeſtört beiſammen in der Einöde. Eines Tages aber kam ein gewaltiger Rieſe aus Eſtland herüber, mit Namen der „Rotmacher," der ließ ſich in einem Fichtenwalde, ganz in ihrer Nähe nieder und mordete alle Reiſenden und Jäger. Gewöhnlich bog er zwei mächtige Fichten gegeneinander und band ſein Opfer mit Händen und Füßen an ihrem Wipfel feſt; ließ er die Bäume dann los, ſo ward der Unglückliche in zwei Hälften geriſſen.

Auch der Bärenmenſch und der Bergſteiger trafen mit dieſem Rieſen zuſammen. Wie der Teufel ſelbſt ſtürzte der Unhold auf den Bergſteiger los und wollte ihn ergreifen, der aber erkletterte im Nu eine hohe Tanne und ſetzte ſich in deren Wipfel feſt. Der Bärenmenſch ſeinerſeits faßte die beiden als Mordwerkzeuge dienenden Rieſenfichten und brach ſie mitten entzwei. Als das der „Rotmacher" ſah, ergriff er die Flucht. Sein Gegner aber eilte ihm nach, machte ihn kampfunfähig und hing ihn mit den Füßen nach oben an eine hohe Tanne, damit ihn die Wölfe auffräßen. Von jetzt an wanderte der Bärenmenſch allein und verrichtete unzählige Heldentaten.

Einſt traf er auf einen Rieſenelch, den er bis ins Land der Deutſchen (Preußen) hinein verfolgte, wo er ihn auch ſtellte und erſchlug. Dort in der Fremde verliebte er ſich in ein ſchönes Mägdlein und wollte es zum Weibe nehmen. Aber ein Teufel entführte die Schöne und verbarg ſie in der „Schickſalshöhle." Das verriet ein

Digitized by Google

anderer Teufel dem Bärenmenſchen, der ſeine Verlobte ſogleich zu retten beſchloß. Bevor er aber die Gegend der Höhle erreichte, hatten die Teufel dort Dörfer und Flecken erbaut und die Geſtalt gewöhnlicher Menſchen angenommen. So wurde der Bärenmenſch getäuſcht. Er bat die Bewohner, ihn an ſtarken Ketten in die Höhle hinabzulaſſen und auf ein Zeichen wieder emporzuziehen. Die verkleideten Teufel aber ſägten, nachdem er in der Höhle verſchwunden war, die Kette durch. So blieb der Recke für immer in der Unterwelt.

Die Hundsköpfe

Es wohnten einmal in irgend einer Waldgegend Hundsköpfe und Menſchen nahe beieinander. Die erſteren waren Jäger, die letzteren Ackerbauer. Einſt fingen die Hundsköpfe ein junges Mädchen, das aus einer entfernten Gegend ſtammte und ſich im Walde verirrt hatte. Sie brachten es nach Hauſe und fütterten es lange mit Nußkernen und ſüßer Milch. Dann und wann ſteckten ſie aber eine Nadel in des Mädchens Oberarm, um zu ſehen, ob es ſchon fett genug ſei. Das hervorſickernde Blut aber leckten ſie gierig ab, ſo wie ein Bär Honig zu lecken pflegt. Endlich glaubten ſie, daß ihr Opfer zur Genüge aufgemäſtet ſei. Sie freuten ſich darob ſehr, trugen ihrer Mutter auf, das Mädchen zu braten und begaben ſich auf die Jagd. Im Bratofen aber brannte ſchon ſeit drei Tagen ein mächtiges Feuer. Weil aber kein ſchaufelartiges Werkzeug vorhanden war, auf dem ſie das Mädchen hätten in den Ofen ſchieben können, ſchickte die Alte es in die nächſtbelegene Hütte der Menſchen nach einer großen Schaufel. Das Mädchen, das nichts Böſes ahnte, tat wie ihr geheißen. Aber die Frau, von der es eine Schaufel erbat, durch-

Digitized by Google

ſchaute den ganzen Plan und gab dem armen Ding einige gute Ratſchläge.

Als nun die Mutter der Hundsköpfe verlangte, das Mädchen ſolle ſich auf die Schaufel legen, tat es das ſo ungeſchickt, daß es unmöglich in die Öffnung des Ofens hineingeſchoben werden konnte. Nach mehreren fehlgeſchlagenen Verſuchen wurde die Alte ungeduldig und begann zu ſchimpfen und zu fluchen. Da ſagte das Mädchen: „Warum zankſt du ſo? Das ſchadet deiner Geſundheit. Zeig mir lieber, wie man ſich regelrecht auf die Schaufel legen muß, und ich werde es dir genau nachmachen.“

Das leuchtete der Alten ein; ſie legte ſich der Länge nach hin, und im Nu hatte das Mädchen ſie in den glühenden Ofen geſchoben und die eiſerne Tür verriegelt. Dann zog ſie ihre Paſteln (Sandalen) verkehrt an, ſo daß die Spitze am Hacken des Fußes ſaß, und entfloh.

Als die Hundsköpfe heimgekehrt, machten ſie ſich ſofort an den Ofen, zogen den vermeintlichen Mädchenbraten heraus und begannen ihn zu verzehren; aber er wollte ihnen gar nicht recht munden, ſo daß ſie die Reſte genau zu betrachten anfingen und dabei einen Edelſtein fanden, den ihre Mutter in einem Goldreif am Finger getragen hatte. Nun ging ihnen ein Licht auf — und fluchend und wetternd begaben ſie ſich auf die Suche nach der Entflohenen. Dieſe war bis zu einem breiten Fluſſe gelaufen, den ſie nicht überſchreiten konnte. Als das Bellen und Heulen der nahenden Hundsköpfe an ihr Ohr ſchlug, erkletterte ſie ſchnell einen hohen Baum, deſſen dichtes Laub ſie ganz einhüllte. Die Hundsköpfe blieben unſchlüſſig am Ufer ſtehen und wußten nicht, was ſie weiter beginnen ſollten. Da ſahen ſie plötzlich der Geſuchten Bild im Waſſer. Ein Windhauch hatte die Blätter etwas auseinander geweht, ſo daß des Mädchens Geſicht hervorſchaute und ſich im Fluſſe abſpiegelte.

In blinder Wut begannen die Verfolger nun das Waſſer aufzulecken; ſie leckten und leckten — bis ſie platzten. Das Mädchen aber war nun für immer vor ihnen ſicher.

Digitized by Google

Dumm-Lieſe

Es war einmal ein Bauer, der ein ſchönes, aber ſehr dummes Weib hatte. Als er einſt von Hauſe abweſend war, kam ein Wanderer vorüber und bat um Mittagbrot. Die Frau ſetzte ihm Kohlſuppe vor und klagte dabei, daß der Kohl nicht gut ſei. Sie meinte damit die Kohlpflanzen, der Wandersmann aber glaubte ſie rede von der Suppe und ſagte: „Ihr müßt tüchtig Schweinefett dazu tun!“ Als er fortgegangen war, lief die Bäuerin zur Kleete, holte eine große Speckſeite, zerſchnitt ſie in kleine Stückchen und belegte damit die Kohlpflanzen im Gemüſegarten, hoffend, der Kohl werde ſich nun beſſer entfalten. Als der Hofhund des Nachbars den Speck witterte, kam er flugs herüber und begann die Stücke von den Pflanzen abzufreſſen. Darob ergrimmte die Bäuerin, fing den Hund, ſchleppte ihn in die Kleete, band das ſich ſträubende Tier an den Spund einer gefüllten Biertonne und ſchlug unbarmherzig darauf los. Der Hund riß natürlich wie toll am Strick, bis der Spund herausfuhr — und weg waren Hund, Strick und Spund.

Was nun machen? Dumm-Lieſe eilte dem Hunde nach und entriß ihm mit vieler Mühe den Spund. Als ſie in die Kleete zurückkehrte, war alles Bier ausgelaufen und der Fußboden ganz naß geworden. Da fiel ihr ein, daß noch ein Maß feinen Weizenmehls im Kaſten ſei; ſie nahm das Mehl und ſtreute es über den Fußboden aus, um ihn auf dieſe Weiſe trocken zu machen. Als der Bauer nach Hauſe kam, waren Speckſeiten, Bier und Weizenmehl zum Teufel gegangen.

Digitized by Google

Dafür aber half ihm seines Weibes Dummheit ein andermal aus der Klemme. Es begab sich nämlich, daß der Bauer auf dem herrschaftlichen Felde einen Schatz fand. Trotzdem er seiner Frau aufs strengste Verschwiegenheit gebot, plauderte sie es doch aus, so daß auch bald der Gutsherr davon erfuhr. Er ließ den Mann kommen und verlangte, er solle den Schatz ihm überliefern. Der Bauer erwiderte, er wisse von keinem Schatz etwas. „Lüg nicht," rief der Gutsherr, „dein Weib selbst hats unter die Leute gebracht! Komm morgen wieder und bring deine Frau mit!"

Der Bauer ging trübselig von dannen und zerbrach sich den Kopf darüber, wie er sich am besten aus der Klemme helfen könnte. Zu Hause sprach er zu Dumm-Liese: „Ein großer Krieg ist im Lande, die Feinde werden noch heute in unsere Gegend kommen, da ists am besten, wenn wir uns verbergen. Ich will in den Wald fliehen, du aber versteck dich in der großen Grube hinter dem Hause. Sobald die Feinde wieder fortgezogen sind, werde ich dich holen kommen." Gesagt, getan. Dumm-Liese stieg in die Grube hinab; der Bauer bedeckte sie mit einem Kuhfell und streute tüchtig Gerste darauf. Nun kamen von allen Seiten Hühner, Gänse, Enten zusammen, um die Gerste zu verzehren. Sie scharrten und trampelten auf dem Kuhfell herum, und riefen einander mit lautem Ga-Ga.

„Ach, welch entsetzlicher Krieg da oben geführt wird," dachte Dumm-Liese, „wie gut, daß ich hier untergekrochen bin!"

Am Abend spät kam der Bauer und goß warmes Spülwasser auf das Fell, gerade dorthin, wo mehrere Löcher waren. Als Dumm-Liese das Wasser auf den Kopf rann, dachte sie: „Gott sei Dank, daß es endlich regnet! Das Wetter war lange schon trocken genug!"

Am andern Morgen kam der Bauer wieder, nahm das Kuhfell von der Grube und holte sein Weib heraus. „Der Krieg ist vorüber, mein Täubchen; laß uns jetzt auf den Gutshof gehen; ich habe dort Geschäfte."

Sie waren noch nicht weit gegangen, als aus einer Scheuer das Geblök eines Hammels gar kläglich hervordrang.

„Lieber Mann, wer stöhnt und jammert da so?" fragte Dumm-Liese.

„Ach, laß uns schnell vorübergehen," erwiderte der Bauer, „dort prügeln die Teufel unsern Gutsherrn!"

Nach längerem Wandern erreichten sie den Hof und wurden vor den Herrn geführt. Der sprach zu Dumm-Liese: „Hat dein Mann

Digitized by Google

einen Schatz gefunden?" „Allerdings, gnädiger Herr," erwiderte ſie. „Wann hat er ihn gefunden?" fragte der Gutsherr weiter. „Nicht lange vor Ausbruch des großen Ga-Ga-Krieges," gab Lieſe zur Anwort. „Schwatz doch keinen Unſinn," rief lachend der Herr, „wann ſoll denn ſolch ein Krieg geweſen ſein?"

„Zur Zeit als der warme Regen fiel," ſagte das Weib.

„Der warme Regen? Es iſt ja ſchon ſeit ſechs Wochen kein Tropfen vom Himmel gekommen."

„Vielleicht weiß der gnädige Herr darum von dem warmen Regen nichts, weil ihn gerade die Teufel in der Scheuer prügelten," meinte Dumm-Lieſe.

Da geriet der Gutsherr in großen Zorn und jagte Mann und Weib zum Hauſe hinaus. So behielt der Bauer den Schatz.

Digitized by Google

Der Königsſohn als Meiſterdieb

Ein König hatte mit der Königin ſchon lange Jahre Gott gebeten, daß er ihnen einen Sohn ſchenken möge, aber immer umſonſt.

Da träumte in einer Nacht der König und die Königin, daß ihnen Gott einen Sohn geben werde, das werde aber ein großer Dieb ſein.

Nach einiger Zeit wurde ihnen ein Sohn geſchenkt. Als er aber geboren wurde, rief eine Stimme durchs Fenſter: „Aus dem Kinde, das jetzt geboren wird, wird einſt ein großer Dieb werden.“

Darüber waren die Eltern wohl betrübt, aber dann dachten ſie: „Wir müſſen den Sinn unſeres Kindes auf das Gute lenken, dann werden wir es vor böſen Taten bewahren.“

Als der Sohn herangewachſen war, ritt er eines Tages auf die Jagd, aber im Walde verlor er die andern, legte ſich zur Ruhe und ſchlief ein. Als er nach einiger Zeit erwachte, ſah er, daß ſein Pferd ſich losgeriſſen hatte und fortgelaufen war. Nun wollte er ſich zu Fuß aus dem Walde herausfinden, aber je mehr er ging, um ſo mehr verirrte er ſich. Schon brach die Dunkelheit ein, da begegnete er einem alten Mann, der fragte ihn, wer er wäre.

„Ich bin ein Dieb,“ antwortete der Königsſohn im Scherz.

„Ich bin auch ein Dieb,“ ſagte der Mann, „komm mit mir, wollen wir zu den Bauersleuten ſtehlen gehen! Hier am Waldesrand ſind etliche Gehöfte.“

„Zu den Bauersleuten? Unſinn! Wollen wir lieber zum Schloß des Nachbarkönigs gehen, da werden wir reichere Beute machen!“

Digitized by Google

„Wo denkſt du hin, mein Sohn, das geht ja nicht! Da kommen wir nicht hinein. Um das Schloß führt eine hohe Mauer herum, und außerdem hat der König dort vier böſe Bluthunde."

„Was will das ſagen! Du ſollſt ſehen, wie wir zum Ziel kommen — wollen wir nun gehen?"

„Meinetwegen, wollen wir gehen, aber noch iſt es zu hell; bis die Nacht hereinbricht, wollen wir ein Schläfchen machen!" Gut, ſie legten ſich ſchlafen. Der Alte fing alsbald an zu ſchnarchen, aber der Königsſohn fand keinen Schlaf, er ſtreifte unterdeſſen durch den Wald. Er ging und ging, da ſtieß er auf eine Grube, tief wie ein Keller, und da ſtieg er hinein. Er beſah ſich die Gegend, da lagen allerlei alte Waffen. Zuletzt nahm er ſich einen alten Säbel zum Andenken und ſtieg wieder hinaus. Aber wie er hinausſprang, ſtieß der Säbel an einen großen Stein, und — o Wunder! — der Stein barſt ſofort mitten entzwei. Da dachte er: „Jetzt habe ich einmal eine treffliche Waffe!" und weckte den Alten, denn inzwiſchen war auch die Nacht eingebrochen.

Der Alte erhob ſich, führte den Königsſohn in ſeine Hütte und drang in ſeine Alte, ihnen zu eſſen zu geben, damit ſie an die Arbeit gehen könnten. Als ſie eine Weile gegeſſen hatten, ſchnitt der Königsſohn vier Stücke Brot ab, tat in ein jedes ſtarkes Gift und ſteckte die Stücke zu ſich. Dann gingen ſie zum Schloſſe und warfen die Stücke über die Mauer — den Bluthunden vor. Die Hunde verſchlangen ſie ſogleich und waren auf der Stelle tot. Dann ſchnitt er mit dem gefundenen Schwert ein Loch in die Mauer, ſie ſtiegen alle beide in den Hof und von dort in den Keller, wo dem Könige koſtbare Speiſen und Getränke aufbewahrt wurden. Sie aßen und tranken, füllten ſich auch die Taſchen mit den guten Sachen und gingen zurück. Aber das iſt noch gar nichts. Der Königsſohn band die vergifteten Hunde mit den Schwänzen zuſammen und hing ſie quer über das Treppengeländer, damit man ſie ſehe.

Am Morgen erblickte es der König, beſah es und ſagte: „Meiner Treu! Was für durchtriebene Diebe ſind heute Nacht hier geweſen!" Aber er dachte: „Wer in einer Nacht gekommen iſt, wird in der anderen Nacht wiederkommen! Wartet nur meine Herrchen, ich will euch ſchon kriegen!"

Und nun ließ er innerhalb der Mauer rundum einen breiten Graben ziehen und mit Pech füllen.

Digitized by Google

Mitternacht naht, — richtig die Diebe ſind wieder da! Aber der Königsſohn ſagte: „Alter, kriech du voran, geſtern tat ich es!"

Nun kletterte der Alte geſchwind durch das Mauerloch in den Hof, aber er hatte noch nicht bis fünf zählen können, ſo war er ſchon bis zum Hals in das Pech eingeſunken.

Der Königsſohn ſieht: befreien kann er den Alten nicht mehr; er ſchneidet ihm alſo mit dem ſcharfen Säbel den Kopf ab, trägt dieſen in die Hütte und ſcharrt ihn ein. Die Alte jammert und klagt um ihren Mann, aber jener ſagt: „Klag nicht, Mutter, das iſt nun einmal der Lohn des Diebes, und glaubſt du etwa, daß ich nicht für dich und die Kinder zu ſorgen vermag? Sei nur ruhig, ich werde dich nicht im Stich laſſen." Und am Morgen läßt er die Alte einen großen Keſſel mit Brei kochen.

Unterdeſſen läßt der König — er hatte den Geköpften im Pech gefunden — den Toten auf einen Wagen legen und überall herumführen, daß man ihn ſehe. Wer um ihn klagt, der muß zu ihm gehören, und dann hat man die Diebe in der Hand. Gut, ſie führen die Leiche hierhin und dorthin und kommen zuletzt auch an jener Hütte vorbei. Die Kinder erblicken den Rock ihres Vaters und fangen an zu ſchreien. Aber der Königsſohn goß den Kindern ein paar Kochlöffel von dem heißen Brei auf die nackten Füße, und als nun die Leichenführer ins Haus treten: Das wird der Ort ſein, wir haben ſie! — Keine Spur, die heulen nicht nach dem Toten, die heulen wegen ihrer verbrühten Füße.

Und ſo gelang es dem König nicht, den Verbleib des pfiffigen Diebes zu entdecken.

Aber nun erſinnt er ſich einen anderen Plan: Er wird einen Bock in Gold und Silber kleiden, einige Werſt außerhalb der Stadt anbinden und von drei Offizieren heimlich bei Tag und Nacht bewachen laſſen. Wer nun kommen werde, den koſtbaren Bock zu ſtehlen, der werde der pfiffige Dieb, der Gefährte des ertrunkenen Diebes ſein.

Aber der Königsſohn ließ ſich von drei Schneidern drei Predigerröcke nähen, ſchirrte die Pferde an, jagte mit ihnen über Weg und Steg, bis ſie ganz ſteif geworden waren, und dann fuhr er zu den Offizieren, die den Bock bewachten: ſie möchten ihm erlauben, ſich zu erwärmen und die ermüdeten Pferde verſchnaufen zu laſſen und zu füttern. (Die Offiziere hatten ſich nämlich ein Feuer angezündet, da

Digitized by Google

es ein regnerischer und trüber Tag war.) Die Offiziere sagten: „Herzlich gern, Hochehrwürden, Herr Pastor!“ und boten dem Herrn Pastor auch von ihrem Abendessen an. Sie aßen und aßen, und zuletzt machten sie auch einen Trunk. Aber während sie tranken, goß jener insgeheim einen Schlummertrunk in den Wein, trank jedoch selbst nicht aus dem Gefäß. Die Offiziere tranken von dem Schlummertrunk und versanken in einen tiefen Schlaf. Nun zog der Königssohn jedem der Schläfer einen Predigerrock an, nahm den Bock und fuhr leise, leise davon.

Am Morgen erwachte ein Offizier zuerst und sieht, ein Pastor schläft neben ihm, und so grüßt er sofort: „Guten Morgen, Hochehrwürden, Herr Pastor!“ Der andere guckt: „Aha, der Pastor ist schon aufgestanden!“ Er begrüßt ihn und der erwidert ebenso: „Guten Morgen, guten Morgen, Hochehrwürden, Herr Pastor!“ Der dritte schaut sich um: Das ist nicht möglich, zwei Pastoren? Er selbst ist auch noch Pastor, und wer weiß, ob bei diesem Spaß der bewachte Bock auch noch da ist.

Er geht nachsehen: Keine Spur, sogar der Strick ist fort. Nichts zu machen, was gestohlen ist, ist gestohlen.

Aber nun tüftelte der König noch einen dritten Plan aus, den pfiffigen Dieb zu fangen. Er hatte zwei Söhne im Knabenalter, die verkleidete er als Bettler und schickte sie allenthalben herum, um zu sehen, ob nicht irgendwo Bockfleisch gekocht würde. Die Jungen gehen hierhin und dorthin, und so kommen sie auch in jene Hütte und sehen, wie die Alte eben etwas kocht. Sofort bitten sie: „Ach Mütterchen, gebt uns Armen auch ein Löffelchen zu essen!“

Die Alte erwiderte: „Hier, eßt nur, eßt von der Suppe, sie ist fertig, aber das Bockfleisch ist noch hart, das muß noch kochen, das Vieh, es war so ein alter Bock, daß man ihn gar nicht weich kochen kann.“ Die Knaben aßen ein wenig und machten sich dann gleich davon, aber im Fortgehen schrieben die Schelme an den Türsturz: „Hier wird ein Bock gekocht,“ und damit eilten sie zum König, er solle nur mit Leuten kommen, der Bockdieb sei gefunden.

Aber der Königssohn, der drinnen schlief, hatte gehört, wie sich die Alte mit den Bettlern unterhielt, und wie sie ihnen zu essen gab. Er denkt: „Was zum Teufel, waren das für Bettler?“ und geht hinaus. Wie er hinausgeht, sieht er auf dem Türsturz stehen: „Hier wird ein Bock gekocht.“

Digitized by Google

Aha, er begreift sofort und macht sich in der Abenddämmerung sogleich zur Stadt auf und schreibt, wo er es unbemerkt konnte, überall hin: „Hier wird ein Bock gegessen, hier wird ein Bock gekocht."

Des Morgens kommt der König mit Leuten, um den Dieb zu greifen. Was sieht er? überall werden Böcke gegessen, wen soll man nun fassen?

Jetzt aber dachte er sich aus, ein großes Gelage zu veranstalten und alle Welt zusammenzuladen. Auf dem Gelage würde man dann die Diele mit Goldstücken bestreuen, und der Dieb werde sich dann nicht enthalten können, das Geld zu nehmen, er würde sich danach bücken. Gut, es kam eine Menge Menschen zusammen, aber der Königssohn hatte seine Stiefelsohlen mit Pech bestrichen, und nun trat er geflissentlich auf das Gold, damit es anklebe, am liebsten alles. Von Zeit zu Zeit lief er hinter das Haus, um die angeklebten Goldstücke abzulösen und in die Tasche zu stecken oder anderswo in Sicherheit zu bringen. Es war noch nicht einmal ganz Mitternacht, da sieht der König: schon ist fast alles Gold aufgelesen, und doch hat sich niemand gebückt, wo war es geblieben?

Nichts zu machen, er schickte alle seine Gäste schlafen, gleich dort auf der Diele, wie das schon auf einem Trinkgelage zu gehn pflegt, wo sollte er denn sonst für alle Raum finden? Sie schliefen und schliefen, aber der König machte, als alle schnarchten, Feuer an und sah sich seine Gäste näher an, ob nicht einer lange Finger gemacht habe. Da, wie er die erste Reihe abgegangen ist, findet er, daß jener Pech an den Sohlen hat und daß auch noch ein Goldstück daran klebt — das hatte der Mann abzulösen vergessen, es war am Stiefel kleben geblieben. Was nun? Ganz leise schneidet er ihm die Pechsohle ab, weiter gar nichts: des Morgens, wenn alle aufstehen würden, würde es dem sohlenlosen Stiefelträger schlimm gehen.

Aber weit gefehlt! Der Königssohn war nicht eingeschlafen, keine Spur, er tat nur so, als wäre er eingeschlafen. Und sobald der König sich entfernt hat, steht er auf und schneidet allen die Halbsohlen herunter. Einen stattlichen Haufen häufte er dort auf. Des Morgens schaut sich der König um: Da hört denn doch alles auf, er darf kein Wort sagen, fast scheint es ja, als habe er allen das Schuhwerk verdorben. Aber nun sagte er zu seiner Prinzessin: „In der nächsten Nacht läßt du deine Schlafkammer halb offen. Deine Stube funkelt von Gold und Silber, und der Dieb wird gewiß versuchen, dein Gold und Silber

Digitized by Google

zu erlangen. Aber hinter der Tür iſt ein Keller, den laſſen wir offen, damit, wer dein Zimmer betritt, Hals über Kopf in den tiefen Keller hinunterſtürzt, und dann fangen wir ihn.

Gut, in der folgenden Nacht ſchnarchen die Gäſte, daß es nur ſo kracht, aber der Königsſohn kann nicht einſchlafen: er ſieht, wie die Stube der Königstochter offen ſteht, da ſchimmert ſo viel Gold und Silber, ihm jucken die Finger, er muß auf Beute ausgehen. Und wie er nun den erſten Schritt ins Zimmer tut, ſtürzt er in die Tiefe, daß es ihm ganz heiß wurde. Wohl ſucht er herauszukommen, aber wie willſt du das machen? Der Keller iſt tief; was tut er? er fängt an aus Leibeskräften zu ſchreien: „Kommt zu Hilfe, zu Hilfe, ihr Leute, das Zimmer der Königstochter brennt!“

Die Gäſte, vom Geſchrei geweckt, laufen dann auch, noch halb im Schlaf, zu retten, was noch zu retten iſt. Aber jeder, der kommt, pardauz, in die Tiefe, und immer wieder pardauz, hinunter.

Am Morgen kommt der König, den Dieb zu ſehen. Was findet er? Der Keller iſt voll mit Dieben, da haſt du es jetzt! Aber nun ſagte der König: „Ein ſo kluger Dieb verdient wahrhaftig königliche Ehren. Er komme her, ich mache ihn zu meinem Schwiegerſohn!“ Nun gab ſich der Königsſohn zu erkennen, erzählte alles, und dann nahm er die Königstochter zur Frau.

Digitized by Google

Wie ſich die Krügersfrau drei Freier vom Halſe ſchaffte

Ein junger Krüger nahm ſich eine ſchöne Frau. Aber bald nach der Hochzeit ſtarb der Krüger und die junge Frau blieb als Witwe zurück. Nach einiger Zeit ſtellten ſich bei der ſchönen Krügerin drei Freier auf einmal ein, die Söhne des benachbarten Bauers, aber die junge Witwe erklärte ihnen, daß ſie nicht zum zweitenmal heiraten wolle, ſie möchten nur wieder nach Hauſe gehen. Aber jene wollten und wollten nicht locker laſſen, ſie hängten ſich an ſie wie die Kletten, und der eine redete ihr zu: „Komm zu mir!“ und der andere drängte: „Komm zu mir!“

„Was fange ich mit ſolchen Quälgeiſtern an?“ überlegte die Krügersfrau. Zuletzt kam ihr der Einfall: „Ich muß machen, daß ſie ſich alle drei in die Haare geraten, dann werde ich Ruhe bekommen.“

Gut. Am folgenden Tage kam ſchon wieder der eine — es war der ſchwächlichſte von den dreien — und leierte ſein altes Lied: Was nun ſein werde, ob ſie zu ihm kommen werde oder nicht.

„Ja, mit Vergnügen,“ antwortete die Krügersfrau, „aber nur unter der Bedingung, daß du ſoviel Mut haſt, in der nächſten Nacht in einem Sarg auf dem Kirchhof den Toten zu ſpielen. Komm deshalb am Abend um ſieben zu mir, daß ich dich als Toten verkleide.“

Gut. Er geht einſtweilen heim. Kaum war er fort, da kam der zweite Bräutigam — der mittelſtarke: Was nun ſein werde, ob ſie zu ihm kommen werde oder nicht.

Digitized by Google

„Ja, mit Vergnügen," erwiderte die Krügersfrau, „aber nur unter der Bedingung, daß du soviel Mut hast, in der nächsten Nacht auf dem Kirchhof einen Toten zu bewachen, daß ihn der Teufel nicht in seine Klauen bekommt. Komm heute Abend um acht, so will ich dich als Engel verkleiden, und dann geh ans Werk."

Gut. Der geht auch einstweilen nach Hause. Kaum war er fort, da kam der dritte Freier, der stärkste: Was nun sein werde, ob sie zu ihm kommen wolle oder nicht.

„Ja, mit Vergnügen," erwiderte die Krügersfrau, „aber nur unter der Bedingung, daß du soviel Mut hast, in der nächsten Nacht auf dem Kirchhof einem Engel einen Toten fortzunehmen. Komm heute Abend um neun, so will ich dich als Teufel verkleiden, und dann geh ans Werk."

Gut. Der Abend kam und um sieben Uhr war der schwächste da. Sie verkleidete ihn als Toten und schickte ihn auf den Kirchhof, daß er sich dort hinlege. Er lag also und lag; da erscheint nach einiger Zeit an seinem Sarge ein Engel. Er denkt bei sich: „Das ist ja gut, wenn mich der Engel bewacht, so kann ich ruhig schlafen."

Doch nach einer geraumen Zeit — jetzt wird es ungemütlich — kommt ein schwarzer Teufel und versucht, ihn aus dem Sarge zu reißen. Aber da stürzt sich der Engel auf den Schwarzen, und die beiden geraten in einen hitzigen Kampf miteinander. Allmählich gewann der Schwarze — das war der stärkste von den Freiern — die Oberhand über den Weißen. Da bekam der Schläfer im Sarge Angst: „Jetzt geht es mir schlecht, ich muß zu entwischen versuchen. Denn wenn erst der Teufel jenen überwältigt hat, wird er wahrhaftig mich in die Hölle schleppen."

Er reißt also aus. Keuchend und schnaufend kommt er im Kruge an. Aber die Krügersfrau sagt: „Dich nehme ich nicht, du hast ja nicht einmal Mut, in einem Sarge zu liegen, sondern machst dich gleich aus dem Staube nach Hause.

Nach einer kleinen Weile erschienen auch der Weiße und der Schwarze, noch immer raufend, im Kruge. Aber die Krügersfrau erklärte: „Zu euch gehe ich nicht mehr, denn du hast den Toten nicht behütet, und du hast ihm den Toten nicht abjagen können."

Während die Krügerin so sprach, betrachteten die beiden einander genauer und erkannten sich. Und nun schämte sich jeder so sehr vor dem andern, daß sie, ohne ein Wort zu verlieren, alle drei jeder seines Weges heim gingen und sich nicht mehr bei der Krügersfrau sehen ließen.

Digitized by Google

Das gesäte Salz

Zur Ritterzeit ging den Litauern das Salz aus. Sie führten damals mit Livland und Kurland Krieg, deshalb durften sie sich nicht in Riga zeigen, um neues Salz zu kaufen. Was nun? Sie rieten hin, sie rieten her, zuletzt beschlossen sie, künftig selbst Salz zu ziehen. Aber woher die Saat nehmen? Kommt Zeit, kommt Rat. Russische Fuhrleute, die von der Not der Litauer hörten, waren schnell mit vollen Säcken zur Hand. Nun versorgten sie sich und säten Salz.

Im nächsten Frühjahr, als die Felder schon grünten, hielt es die Säer nicht länger, sie wollten um jeden Preis erfahren, ob ihr Salz gut aufgegangen sei, und ob sie eine gute Ernte zu erwarten hätten. Schließlich — was kann man da wissen? — beschlossen sie, der Schulze solle gehen und das Salzfeld prüfen.

Gut, er ging. Aber um die jungen Pflanzen zu schonen, mochte er nicht zu Fuß durch die Saat gehen, er befahl daher, daß zwei Vorsitzer und zwei Obmänner ihn auf einer Tragbahre über das Feld tragen sollten. Gut, sie machten sich mit dem Schulzen auf den Weg. Aber dann besannen sich alle vier: ihnen tue die Saat auch leid, sie wollten daher lieber ihre Stiefel ausziehen.

Sie entledigten sich also ihrer Stiefel und setzten sich barfuß mit ihrer Last in Bewegung, denn die Litauer trugen keine Strümpfe. Aber je weiter sie gingen, um so mehr juckten und brannten ihnen die Füße und Schienbeine; das waren die Nesseln, die sie stachen, aber sie waren fest überzeugt davon, daß das die junge Salzsaat sei. Auf die Dauer konnten sie es jedoch nicht ertragen, rieben und kratzten von Zeit zu Zeit ihre Beine und warfen zuletzt den Schulzen mitsamt der Bahre in die Nesseln, während sie selbst nach Hause rannten. Dort zeigten sie ihre geschwollenen Beine und riefen einmal übers andere: „Das Salz wird scharf, furchtbar scharf, schon jetzt brennt es gehörig."

* * *

Man erzählt auch, daß die Litauer einmal an einem Flachsfeld vorbeigekommen seien und beim Anblick des wogenden Flachses gemeint hätten, das sei das große, tiefe Meer. Sie hätten sich deshalb entkleidet, bäuchlings hineingestürzt und zu schwimmen angefangen. Als sie so eine Weile geschwommen wären, habe einer gerufen: „Leutchen, wir müssen doch nachzählen, ob sich einer verspätet hat und am Ufer

Digitized by Google

geblieben iſt.“ Da hätten ſie zu zählen angefangen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht und ich — da fehlt einer, der muß am Ufer geblieben ſein.“ — „Laß mich zählen,“ ſagte ein anderer, kam aber zu demſelben Ergebnis. Jetzt waren ſie in Nöten. Da kam zum Glück ein Fuhrmann vorbei, der belehrte ſie, wie man genau wiſſen könne, ob ſie vollzählig ſeien oder nicht. Er ſagte: „Werft euch auf die Erde und drückt eure Naſen in den Sand, dann werdet ihr gleich ſehen: wieviel Löcher, ſoviel Naſen, wieviel Naſen, ſoviel Männer.“ Das taten ſie und waren glücklich, daß ſie noch alle neun beiſammen waren.

Digitized by Google

Unſer Dux iſt vom Teufel beſeſſen

Es waren einmal zwei Diebe, Peter und Michel. Eines Nachts gingen ſie wieder auf Beute aus und machten miteinander ab: „Beim Stehlen wollen wir uns nicht bei unſeren wirklichen Namen rufen, denn dann könnte man uns leichter abfaſſen, wir wollen uns lieber Dux nnd Pix nennen."

Gut. Mittlerweile waren ſie an einen Bauernhof gelangt, und während Dux ſofort in den Schafſtall einbrach, machte ſich Pix im Garten über die Kartoffeln her.

Während ſie bei ihrer Arbeit waren, trat der alte Bauer vor die Tür und rief nach ſeinem Hunde: „Dux, Dux!" Der Dieb im Stall dachte, ſein Freund Pix rufe ihn und antwortete: „Sprich nicht ſo laut, man könnte es hören." Als der alte Bauer das vernahm, ſchloß er die Tür und rief eiligſt ſeinem Sohne zu: „Söhnchen, weißt du was, unſer Dux iſt vom Teufel beſeſſen, ich lockte ihn ſoeben, da antwortete er mir: „Sprich nicht ſo laut, man könnte es hören." Der Sohn dachte: „Was iſt das für ein Unſinn?" ging auch hinaus und lockte den Hund: „Dux, Dux!" Und wirklich antwortete es wieder: „Ruf nicht ſo laut, man könnte es hören!" Da ſagte der Sohn: „Ja, Dux iſt wirklich vom Teufel beſeſſen, ich will ſelbſt zu Görg Punturs gehen, der verſteht zu beſprechen."

Gut. Er ging denn auch wirklich mitten in der Nacht zu Görg Puntnrs. Aber unglücklicherweiſe war er im Walde geweſen und hatte ſich mit der Axt ſein Bein verletzt, — er konnte nicht kommen

Digitized by Google

und den Teufel bannen, der in Dux gefahren war. Hinziehen läßt ſich aber ſolch eine Sache auch nicht; nichts zu machen, der Sohn nahm Görg Puntur auf den Rücken und ſchleppte ihn zu Dux. Wie er ihn ſo durch den Garten ſchleppt, ſieht ihn Pix im Dunkeln und denkt: „Aha, mein Kumpan bringt ſchon ein Lamm!“ und fragt: „Haſt du ſchon bekommen?“ Der Bauer antwortet: „Ja!“ denn er meinte, es ſei der Vater. Pix aber ſagte: „Das iſt gut, wirf nur hin, ich habe ein Meſſer, wollen wir ihm gleich den Garaus machen!“

Als Görg Puntur hörte, daß es ihm, dem Lahmen, ans Leben gehen ſolle, ſprang er ſofort zur Erde und kroch auf allen Vieren nach Hauſe zurück.

Aber Dux und Pix ſtahlen gemächlich Kartoffeln und Schafe.

Der Freier

Eine Mutter hatte einen einzigen Sohn, einen ſchmucken Burſchen, nur war er leider recht einfältig. Doch erwachſen war er; was blieb da anders übrig — die Mutter wird ihn mahnen, auf die Freite zu fahren.

Ja, der Sohn iſt ſofort einverſtanden und tritt ſeine Fahrt an. Er wird mit gekochten Hühnereiern bewirtet. Schön. Der Junge hat ſolche Leckerbiſſen ſchon lange nicht gekoſtet und ſchlingt ein Ei nach dem andern hinunter, immer eins auf einen Biſſen, wie ein rechter Nimmerſatt.

Heimgekehrt, fragt ihn die Mutter aus: „Söhnchen, womit hat man dich dort bewirtet?“ — „Mit guten, guten Dingen: es gab Eier die Hülle und Fülle.“ — „Nun, da haſt du dich wohl gründlich ſatt gegeſſen?“ — „Satt gegeſſen! Was iſt da viel zu eſſen? Es ging immer ſo: ein Ei, ein Biſſen, ein Ei, ein Biſſen.“ — „Aber Söhnchen, wie kann man nur als Gaſt ſo gierig eſſen! Du hätteſt doch jedes Ei in drei, vier Stückchen ſchneiden ſollen, ſo ſchickt es ſich.“ — Dabei blieb es für diesmal.

Es währte nicht lange, da ging der Sohn abermals auf die Suche nach einer Braut. Es kam Eſſenszeit, diesmal werden trockene Erbſen aufgetiſcht. Gut. Nun erinnerte ſich aber der Sohn genau, was die Mutter ihm damals geſagt hatte: „Als Gaſt muß man langſam eſſen, jedes in drei vier Stückchen ſchneiden.“ Er zog alſo ohne weiteres ſein Meſſer aus der Taſche und ſchnitt jede Erbſe einmal ſo

Digitized by Google

durch und dann wieder ſo. Die Leute wunderten ſich, was das für ein Kerl ſei, daß er nicht einmal Erbſen zu eſſen verſtehe. Aber dem Sohn iſt das einerlei, er ſtochert und ſtochert, und dann wendet er, hungrig oder ſatt, ſein Pferd und fährt wieder heim.

Zu Hauſe fragt die Mutter ihn ſogleich: „Nun Söhnchen, womit hat man dich denn heute bewirtet?“ — „Trockene Erbſen gab es, aber Gott ſoll mich bewahren, bei dem Eſſen kann man hungrig bleiben. Denn was das Zeit nimmt, bis man die kleinen Dinger nur zerſchnitten hat! Wann ſoll man da zum Eſſen kommen?“

„Aber Söhnchen, was du einfältig biſt! Zerſchneideſt als Gaſt die Erbſen mit dem Meſſer! Die ſchüttet man ſich doch handvollweiſe in den Mund.“ Damit war es für diesmal genug.

Es währte nicht lange, da fuhr der Sohn zum drittenmal auf die Freite. Es kommt die Eſſenszeit, diesmal ſetzt man ihm einen Topf mit dicker Grütze vor. Aha, der Sohn erinnert ſich, was die Mutter geſagt hat: „Wenn man Gaſt iſt, ſoll man aus der Hand in den Mund eſſen.“ Gut. Er packt ſich alſo die Hand voll dicker Grütze und wirft ſie in den Mund wie ein Maurer den Lehm. Aber der Brautvater fackelt nicht lange, er raunt ihm zu, er ſolle lieber fortfahren und zu Hauſe dicke Grütze eſſen, hier ſolle er ſich nicht mehr ſehen laſſen. Gut. Der Sohn fährt auch gehorſam heim. Wie er angekommen iſt, fragt ihn die Mutter: „Wie kommts, daß du ſo ſchnell wieder da biſt?“ — „Wie lange kann man denn dicke Grütze eſſen? Man ſchmeißt ein, zwei, drei Handvoll ein, dann iſt man doch ſatt.“ — „Söhnchen, Söhnchen,“ jammerte die Mutter, „du ißt dicke Grütze mit der Hand und rührſt den Löffel nicht an! So wirſt du dein Lebtag keine Frau bekommen!“

Die Mutter behielt Recht. Der Sohn bekam wirklich keine Frau, ſein ganzes Leben lang hockte er einſam und verlaſſen hinter dem Ofen.

Digitized by Google

Die drei Töchter

Eine Mutter hatte drei Töchter, die waren zwar bildschön, aber alle drei lispelten. Indes die Mutter, die ihre Töchter mit aller Gewalt an den Mann bringen wollte, sprengte das Gerücht aus, daß ihre Töchter mehr sängen als sprachen, das sei eine Besonderheit ihrer Stimme.

Nun kamen eines Tages wirklich Freier angeritten. Die Mutter kriegt einen gewaltigen Schreck und schiebt ihre Töchter in der Eile hinter den Ofen, wobei sie ihnen einschärft: „Daß ihr mir kein Wörtchen sprecht, sonst merken die Freier, daß ihr lispelt, ich werde für euch sprechen."

Gut, aber in diesem selben Augenblick treten die Freier schon in die Stube und fragen: „Wo sind denn die Mädchen? Schon längst haben wir deine Töchter rühmen gehört, jetzt sind wir hergeritten, um sie in Augenschein zu nehmen."

„Ja, ja, meine Söhnchen, ja, ja! Setzt euch nur, setzt euch! Meine Töchter sind blöde, von jeher sind sie blöde, wir wollen schon allein ..... ich will euch dicke Grütze kochen, euch bewirten, setzt euch doch nur!" Bald dampfte auch schon die Grütze auf dem Tisch. Während aber die Mutter nach Zukost hinausläuft, springt der graue Kater vom Ofen herab, macht einen Schritt und noch einen: jetzt hört der Spaß auf, gleich springt er auf den Tisch, um von der Grütze zu naschen. Das ging der ältesten Tochter hinter dem Ofen denn doch gegen den Strich. „Tis, tis, fort von der Grütze!" ruft sie dem Kater zu. Aber die zweite Schwester bekommt einen Schreck: „Mutter saht, du sollst nit pechen, du pichst doch!" Die jüngste wieder prahlt: „Ich war klüger, ich habe nicht sepochen." Da hörten die Freier die berühmte Singstimme der Mädchen, und noch war die Mutter nicht zurück, da war von den drei Freiern keiner mehr zu sehen.

Wie der Jude ein Füllen ausbrütete

Ein Jude sah auf dem Markt bei einem Bauern einen Kürbis und fragte, was man mit solchen Eiern mache.

„Was man damit macht? Man brütet daraus ein Füllen. Man legt das Ei in einen Topf, setzt sich darauf, und nach einem Monat schlüpft ein Füllen aus."

Digitized by Google

Da fragte der Jude gleich: „Was koſtets, was koſtets?“ „Einen ganzen Rubel.“ — Gut. Er bezahlte ſeinen Rubel, eilte nach Hauſe und machte ſich ans Brüten.

Als er eine Weile gebrütet hatte, fing der Kürbis zu faulen an. Was war da zu tun? Er brachte ihn in den Wald und warf ihn mitſamt dem Bruttopf in einen Buſch.

Aber aus dem Buſch ſprang ein Haſe auf und machte ſich eiligſt davon. Da fiel dem Juden ein: „Das war ja eben das Füllen,“ und er rief: „Prr, mein Füllchen, prr!“

Aber ſchrei ſoviel du willſt, das Füllen ſah ſich nicht einmal nach ihm um.

Digitized by Google

Unrecht Gut gedeiht nicht

Ein Bauer fuhr mit seinem Flachsfuder zur Stadt. Der Weg führte ihn über einen See und wie er so dahinfuhr, sprach er zu sich: „Teufel auch, da muß ich ein schönes Stück Geld für den Flachs lösen."

Im selben Augenblick sah er einen schwarzen Mann neben seinem Schlitten einherschreiten, der sprach zu ihm: „Nimm mich auf deinen Schlitten! Der Schnee ist tief und ich kann zu Fuß nicht weiter."

„Ich mag niemand mehr aufnehmen!" sprach der Bauer. „Mein Fuder ist schwer und das Pferd müde!"

„Das schadet nichts!" sagte der fremde Mann und sprang geschwind auf das Fuder.

Da wurde es aber auf einmal so schwer, daß das Pferd kaum vorwärts kam.

Mit großer Anstrengung erreichten sie doch endlich die Stadt. Der Bauer ging zu einem Kaufmann, schloß den Handel gleich ab und erhielt einen guten Preis für seinen Flachs.

Als aber der Flachs auf die Wage geworfen wurde, bemerkte der Bauer, wie der fremde Mann glatt und gewandt unter den Flachs auf der Wage glitt und sich da versteckte.

Jetzt wog der Flachs um vieles mehr und der Bauer erhielt dafür einen hübschen Sack Geld.

„Komm, jetzt gehen wir ins Wirtshaus und trinken tüchtig auf den Kauf!" sprach der fremde Mann. „Es ist dir so gut geglückt,

Digitized by Google

daß du mehrere Tage zechen kannſt und bringſt doch einen großen Vorteil nach Hauſe."

„Meinetwegen," ſprach der Bauer, „gehen wir!"

Im Wirtshaus tranken und lärmten ſie wacker drauf los, bis der Bauer ſchon einen halben Rauſch hatte.

Da ſprach der Fremde: „Ein Stück Geld haſt du freilich ſchon, aber auf dein ganzes Leben langt es nicht. Laß uns aber jetzt in eines reichen Kaufmanns Gewölbe einbrechen und noch hinzu nehmen, ſo viel uns gelüſtet. Er hat Gold und Silber in Fülle!"

Der Bauer dachte hin und her und ſprach endlich: „Gut, es ſei! Laß uns gehen!"

Darauf nahm der Fremde ſeinen Hut vom Kopfe, ſetzte ihn dem Bauer auf und ſagte: „Wenn du dieſen Hut trägſt, ſo kann dich niemand ſehen. Sei nur beherzt und fürchte nichts!"

So kamen ſie nun an das Gewölbe des reichen Kaufmanns. Die erſte Tür hatten ſie leicht aufgebrochen, aber über der zweiten lag eine große Eiſenſtange. Da war guter Rat teuer.

Plötzlich biß der Fremde mit den Zähnen in die eiſerne Krampe an der Stange und zog, daß es Funken ſprühte.

„Herrgott, du haſt aber Kraft!" rief der Bauer verwundert.

Im Augenblick war der Fremde wie unter die Erde verſchwunden.

Da fing der Bauer an zu fluchen: „Zum Teufel, was für ein Hexenmeiſter mag doch dieſer Kerl ſein?!"

Sofort ſtand der Fremde wieder da und faßte von neuem mit den Zähnen ans Eiſen. Mit einem Ruck zog er die Krampe aus der Mauer und die Tür ſprang auf.

Jetzt füllten ſie einen Sack mit Gold und der Bauer warf den Geldbeutel, den er für den Flachs erhalten, noch oben drauf. Dann ſchleppten ſie den Schatz hinaus auf den Schlitten, der Bauer ſetzte ſich auf den Geldſack und ſo fuhren ſie davon.

Als ſie wieder über den See kamen, da dachte der Bauer ſo recht über ſeinen ganzen Reichtum nach und ſprach für ſich: „Gütiger Gott, jetzt hab ich aber viel Geld und Gut!"

Da hörte er auf einmal ein Klingeln und Klimpern und ſieh: alles Gold aus dem Sack ſprang vom Schlitten in einen Spalt im Eiſe und verſchwand in der Tiefe und auch das Geld, das der Bauer für den Flachs gelöſt, rollte dem geſtohlenen Schatze nach. — Da ſtand er nun und war ärmer als zuvor. Denn unrecht Gut gedeiht nicht.

Digitized by Google

Wie des Teufels Sohn ein Weib gewann

Ein Waiſenmädchen ging einſt an einem Sonnabend ſpät zur Badeſtube. Da wuſch und quäſtete es die Alten und Hilfloſen und erhielt manch ſchönen Dank dafür. Darüber wurde es aber ſpät und es konnte nicht eher an ſich ſelbſt denken, als bis alle anderen heim gegangen waren. Als es nun gerade auf der Schwitzbank lag, vernahm es plötzlich vor der Tür der Badeſtube ein Rollen und Geraſſel, als kämen viele herrſchaftliche Kutſchen auf einmal vorgefahren.

Das Mädchen warf ſich raſch ſein Hemd über und lugte durch die Tür ins Freie.

Draußen hielt eine prächtige Goldkutſche mit vier ſchwarzen Hengſten davor, die waren mit goldenem und ſilbernem Geſchirr geziert und wenn ſie die geſchmückten Köpfe ſchüttelten, ſo klang es wie bei Hochzeitspferden.

Aus der Kutſche trat aber der Böſe mit ſeiner Mutter und drei Söhnen.

Das Mädchen machte ſchnell das Zeichen des Kreuzes vor die Schwelle und lief auf die Schwitzbank zurück.

Der Böſe kam auf die Schwelle, durfte aber nicht eintreten, da er das Zeichen Gottes vor ſich ſah. Darum rief er von der Schwelle: „Komm her zu mir, Töchterchen, und laß uns gehen!“

Bin nicht bereit,
Hab weder Schuh noch Kleid!

rief das Mädchen. Der Teufel antwortete ſchmeichelnd:

Sprich nur, was dein Herz begehrt,
Alſogleich ſeis dir beſchert!

Aus der Ecke aber pfiff ein Mäuschen:

Weiſe, weiſe ſprich zurück,
Einzeln fordre Stück um Stück!

Darauf ſprach das Mädchen:

Unter dem Kleide
Fehlt mir ein Hemd von Seide!

Da fragte des Teufels Weib ſeine Söhne:

Wer von euch iſt ſchnelle
Hin und her zur Stelle?

Digitized by Google

Der Erſte ſprach:

Ich wie der Wind
Geſchwind!

Der zweite:

Ich wie die Welle
Schnelle!

Der dritte aber:

Ich hier und dort,
Zugleich an jedem Ort!

Den dritten hieß der Böſe das Hemd von Hauſe holen und ſprach:

Söhnchen, ſpringe, Söhnchen eile,
Rühr die Füße dir zum Heile,
Leicht kannſt du ein Weib erbeuten,
Kehrſt du nur zurück beizeiten!

Augenblicklich verſchwand der Sohn und war im Nu mit dem goldenen Hemde wieder zurück.

Der Teufel warf dem Mädchen das Hemd hin und ſchmeichelte:

Nimm das Hemd von Seide ſchön,
Töchterchen, und laß uns gehn!

Aber das Mädchen rief:

Bin nicht bereit,
Hab kein goldenes Kleid!

Darauf der Teufel:

Söhnchen ſpringe, Söhnchen eile,
Rühr die Füße dir zum Heile,
Leicht kannſt du ein Weib erbeuten,
Kehrſt du nur zurück beizeiten!

Der Sohn war im Nu mit dem goldenen Rock zur Stelle und der Alte ſprach:

Nimm den Rock von Golde ſchön,
Töchterchen, und laß uns gehn!

Da pfiff das Mäuschen:

Weiſe, weiſe ſprich zurück,
Einzeln fordre Stück um Stück!

Digitized by Google

Darauf das Mädchen:

Bin nicht bereit,
Fehlt ein bunter Gürtel ums Kleid!

Der Teufel ſchrie:

Söhnchen ſpringe, Söhnchen eile,
Rühr die Füße dir zum Heile,
Leicht kannſt du ein Weib erbeuten,
Kehrſt du nur zurück beizeiten!

Der Sohn war wie der Wind fort und mit dem Gürtel zurück.

Nimm den Gürtel bunt und ſchön,
Töchterchen, und laß uns gehn!

ſchmeichelte der Teufel wieder, aber das Mädchen ſprach:

Noch iſts nicht Zeit,
Bin nicht bereit,
Noch fehlen die Schuh
Dazu!

Schnell waren auch die Schuhe herbeigebracht.

Inzwiſchen mochte es bald Mitternacht geworden ſein und nun hatte das Mädchen alles empfangen, was es begehrte. Es trat vor die Tür und war in ſeinem Schmucke anzuſehn wie eine Königstochter, ſo blitzte das Gold und Silber im Mondenſchein.

„Tritt nun in die Kutſche, Töchterlein," ſchmeichelte der Böſe.

Aber die Waiſe ſprach:

Ei, das wird mir gar zu ſchwer,
Deine Kutſche iſt ja leer!

Darauf der Böſe:

Nein, nein, du ſollſt nur wiſſen,
Drin ſind ſeidne Federkiſſen!

„Auf ſeidenen Kiſſen bin ich nicht gewöhnt zu fahren! Schafft Heu in die Kutſche!"

Jetzt ſprach der Alte zu ſeinem Sohn:

Lauf hin gen Riga zur Aa,
Es ſteht ein Schober da,
Dem wird der Gürtel fehlen*),

*) Gemeint iſt die um die Mitte des Schobers herumlaufende Einſenkung, die ihn gleichſam in zwei Stockwerke teilt. Ein Schober, der dieſen Gürtel aufweiſt, darf weder von Geiſtern noch vom Teufel geplündert werden.

Digitized by Google

Da magſt du ſtehlen
Ohne Scheu
Von dem Heu!

Der Junge ſtob wie der Wind davon und war ebenſo ſchnell zurück. Aber im ſelben Augenblick krähte der Hahn und da war der Böſe ſamt Weib und Kind, Kutſche und Roß wie unter die Erde verſchwunden. Die Waiſe ſtand allein in ihrem Gold- und Silberſchmuck vor der Schwelle der Badeſtube.

Anderen Tages, als die reiche Bauerntochter des Waiſenmädchens Schätze ſah, ließ ſie ihm keine Ruhe, bis es alles erzählt hatte.

Am nächſten Sonnabend blieb die Bauerntochter länger als alle Übrigen in der Badeſtube. Es währte auch nicht lange, da rollte die Kutſche mit den vier Hengſten wieder vor, der Teufel trat auf die Schwelle und ſprach ſchmeichelnd: „Komm, Töchterchen, und laß uns gehn!“

Die Bauerntochter antwortete: „Ich habe ja nichts umzunehmen.“

Sprich nur was dein Herz begehrt,
Allſogleich ſeis dir beſchert!

ſagte der Teufel. Aber das Mäuschen pfiff aus der Ecke:

Weiſe, weiſe ſprich zurück,
Einzeln fordre Stück um Stück!

„Was wiſperſt du da, Schmutzſchnäuzchen? Sei ſtill!“ rief die Bauerntochter und zählte dann dem Teufel haſtig alles auf einmal auf:

Ein Hemd von Seide
Zum goldenen Kleide,
Einen Gürtel geſchmückt,
Und Strümpfe geſtickt,
Aufs Haupt ſchaff her
Den Kranz von Silber ſchwer!

Da ſprach der Teufel zum Sohne:

Schnell über Stock und Block
Herbei von Hauſe den Rock,
Herbei das Hemd von Seide,
Zu dem goldenen Kleide,
Den bunten Gurt nur ſchnelle
Und die Seidenſtrümpfe zur Stelle,

Digitized by Google

Dazu den Silberkranz,
Und zu Ende iſt der Tanz!

Im Nu war alles herbeigeſchafft und jetzt mußte die Bauerntochter mit dem Teufel in die Kutſche ſteigen und zum Höllenhof fahren, wo ſie ſeines Sohnes Weib wurde.

Digitized by Google

Wie ſieben Schneider in den Weltkrieg zogen

Es lebten einmal in alten Zeiten ſieben Schneider, denen das Nadeln zuwider geworden war: ſie wollten höher hinaus. Von manchem tapferen Helden hatten ſie erzählen hören und dann vernommen, daß im Türkenlande ein großer Krieg ausgebrochen ſei und daß wackere Männer dahin geſucht würden. Bei dieſer Nachricht ſchwoll unſeren Männlein der Kamm, ſie wollten zu Felde ziehen, um ſich die Sporen zu verdienen, und redeten darum untereinander wie folgt: „Wir ſtehen wohl auch unſeren Mann! Bislang haben wir friedlich Löcher ins Zeug geſtochen, gehen wir jetzt mit ſtärkerem Spieß des Feindes Leiber zu durchbohren!“ Sie ließen ſich nun einen langen Lanzenſchaft aus dem ſtärkſten Eichenholz machen, dann vom Schmiede ihre ſieben Scheren zuſammenſchweißen, zu einer Lanzenſpitze zurechthämmern und an das Ende des Schafts feſtklopfen. Ehe ſie ſich auf den Weg machten, wurde gelost, wer von ihnen Obermann werden und als Führer vorangehen ſolle. Als das Los entſchieden hatte, ſtellten ſie ſich in eine Reihe und nahmen gemeinſchaftlich die ſchwere Lanze auf ihre Schultern, weil eben einem die Laſt zu ſchwer geworden wäre. Der erſte, der durchs

Los gewählte Hauptmann, der die ſcharfe Spitze der Lanze trug, wurde Naſenmann genannt, weil ſeine Naſe den anderen den Weg zeigen ſollte. Die fünf folgenden erhielten die Namen: Einkraftmann, Zweikraftmann, Dreikraftmann, Vierkraftmann und Fünfkraftmann, was freilich nicht bedeuten ſollte, daß einer von ihnen die Kraft von drei oder vier Männern gehabt hätte, ſondern nur anzeigen, in welcher Reihenfolge ſie marſchieren müßten, damit gar keine Irrung entſtehen könnte. Der ſiebente wurde Schwanzmann genannt, weil das hintere Ende des Lanzenſchafts auf ſeiner Schulter lag. Die Kraftmänner aber mußten auch noch abwechſelnd den Brotſack tragen, der eine ein Drittel des Tages, der andere das zweite Drittel und ſo weiter bis zum ſechſten. Überdies hatte jeder ein Bügeleiſen in der Taſche, damit nicht auf offenem

Digitized by Google

Felde der ſtarke Wind ſie vom Wege fortblaſen könnte. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die Männer alle ebenſo klug wie beherzt waren, da ſie wohl ſonſt nicht gewagt hätten, eine ſo große Sache zu unternehmen, die ihnen auf jedem Schritte den Tod bringen konnte.

So zum Kriege gerüſtet zogen alle ſieben Männer an einem ſchönen Sommermorgen aus, nahmen zu rechter Zeit Frühſtück und Mittagsmahl, ruhten dazwiſchen im Schatten der Gebüſche aus, eilten dann wieder weiter und wollten, wenn ſie jemandem begegneten, ſich nach dem beſten Wege ins Türkenland erkundigen. Als ſie ſo über Feld gingen, ſah der Naſenmann und ſahen auch die anderen einen Bauernhof unweit der Straße, und es wurde ſofort beſchloſſen zwei Männer auf Kundſchaft auszuſchicken, ob man da nicht noch Mundvorrat für die Reiſe bekommen könne. Dreikraftmann und Fünfkraftmann gingen hin um nachzuſehen. Als ſie zurückkamen, erzählten ſie den anderen, daß ſie auf dem Hofe nichts weiter gefunden, als drei Weiber und einige Kinder, von Männern nirgends eine Spur. Der Naſemann ſagte: „Kriegsleute müſſen Mut haben, alſo gerade auf den Feind los, und wenn er noch ſo ſtark iſt!“ Die Männer ſtießen ein Freudengeſchrei aus und ſtürmten auf den Bauernhof los. Als die Weiber die ſieben Männer und die lange Lanze ſahen, erſchraken ſie wohl im erſten Augenblick, aber ein Mütterchen, das natürlichen Scharfblick beſaß, merkte ſogleich, was für Männlein die Andringenden wären, und ſagte deshalb zu den andern Weibern: „Dieſe Feinde jagen wir mit dem Beſenſtiel zum Hofe hinaus!“ — nahm einen Beſenſtiel in die Hand, während ein anderes Weib eine Miſtgabel, ein drittes eine Brotſchaufel ergriff, und ſo ſtellten ſie ſich vor die Tür, den Feind erwartend. „Halt, Brüderchen!“ rief der Naſenmann, „die Klugheit muß zuweilen den übermäßigen Mut zügeln, ſonſt könnte es Unglück geben; wir haben nur eine Waffe, ſie aber drei und viele Hunde ſind endlich auch des Bären Tod. Kehren wir lieber um.“ Die andern fanden des Hauptmanns Rat lobenswert und machten ſich deshalb ſo raſch davon, als ob ſie Feuer in den Taſchen hätten. Als der Schwanzmann nach einiger Zeit wagte, über die Schulter zurückzublicken, ſah er, daß ihnen kein Feind mehr auf der Ferſe ſei; da hemmte man den Lauf und zog langſam weiter.

Am Abend gegen Sonnenuntergang flog ein Miſtkäfer über die Kriegsmänner hin; ſie hörten das Geſumme ſeiner Flügel, das in der Abendſtille ſo fürchterlich klang, daß die Männer ſchauderten. Der

Digitized by Google

Naſenmann rief: „Brüderchen, der Feind kommt über uns, ich höre ſchon ſein Dröhnen!“ Mit dieſen Worten ließ er die Lanzenſpitze von der Schulter gleiten und lief mit Blitzesſchnelle davon. Die andern dachten: unſer Leben iſt auch nicht zäher als ſeines! warfen die Lanze von den Schultern und nahmen, wie ihr Hauptmann, die Flucht, der eine hierhin, der andere dorthin, wie es ſich gerade traf. Der Naſenmann hatte eine leere Heuſcheune geſehen und lief darauf zu, um eine Zufluchtsſtätte zu finden; als er aber hineinſprang, bemerkte er nicht, daß ein Rechen am Boden lag, der, als ſein Fuß unverſehens die Pflöcke berührte, in die Höhe ſchnellte und mit dem Stiele gegen ſein Geſicht ſchlug. „Habt Erbarmen, oder führt mich ins Gefängnis!“ — bat Naſenmann — „aber laßt mich leben!“ er hielt nämlich das Anprallen des Stiels für einen Schlag des Feindes. Nach einer Weile, als alles um ihn her ſtill blieb, glaubte er, der Feind habe ſich zurückgezogen und wagte nun die Scheune zu verlaſſen. Inzwiſchen hatte ſich nächtliches Dunkel über die Gegend gelagert; wo ſollte er jetzt ſeine Gefährten auffinden? Sie zu rufen, wagte er nicht, denn auch die Feinde hätten ſeine Stimme hören können. Dieſelbe Furcht verſchloß den andern Männern den Mund, ſo daß keiner ein Zeichen zu geben wagte. Dreikraftmann, der in einen Strauch von wilden Roſen geraten war, konnte jedoch das Stechen der Dornen nicht länger aushalten, ſondern fing an, bitterlich zu weinen und den Feind, von deſſen Lanzenſpitzen er ſich gequält glaubte, um Gnade zu bitten. „Gnade, Gnade, liebe Leute! es wäre ſchon an einer Lanze über und über genug, warum ſtecht ihr mich mit ſo vielen?“ Als die Feinde aber nicht darauf hörten, nahm er Reißaus, bis er über den Schwanzmann ſtolperte und hinfiel, aber beide wagten ſich nicht weiter zu rühren, ſondern dachten, wenn wir ſtill bleiben, halten uns die Feinde für tot. So lagen beide bis zum Morgen, wo ſie erſt beim Schein der Morgenröte inne wurden, daß ſie Freunde ſeien.

Da nun ringsum nirgends mehr eine Spur vom Feinde zu erblicken war, ſo riefen ſie auch den Übrigen zu, die dann auch einer nach dem anderen herankamen. Keiner von allen hatte ſoviel Schaden genommen, wie Dreikraftmann, deſſen Körper an vielen Stellen zerkratzt war. Naſenmann ſagte: „Ich weiß zwar nicht, wo ich verwundet bin, aber am Blutfluß merke ich, daß ich Schaden genommen habe, denn meine Hoſen ſind voll Blut. Als man nachſah, fand ſich, daß das Blut eine bräunlich gelbe Farbe hatte, und Vierkraftmann ſagte:

Digitized by Google

„Der Geruch iſt übler, als der von Blut.“ Naſenmann ging, ſeine Hoſe zu reinigen und dankte ſeinem Glücke, als er ſah, daß er nirgends eine Wunde hatte. Darauf beſchloſſen die Männer einmütig, von ihren erſten Kriegsdrangſalen zu Hauſe nichts zu ſagen.

Als die Lanze wieder aufgefunden war, ſetzten ſich alle nieder, um ſich durch einen Imbiß zu ſtärken, ehe ſie weiter zögen. Da fiel es dem Naſenmann ein, die Kriegsleute zu überzählen, um zu ſehen, ob der zweimalige Zuſammenſtoß Verluſt gebracht habe? Es fand ſich, daß ein Mann fehlte; die anderen zählten ebenfalls, jeder der Reihe nach, aber keiner brachte mehr als ſechs heraus, der ſiebente war verſchwunden. Sie zählten ſo: Ich bin ich, dann eins, zwei, drei bis zum ſechſten. Wer von ihnen aber nun verloren gegangen war, konnte niemand ſagen. Endlich kam einem von ihnen ein geſcheiter Gedanke wie angeblaſen. Er ſah auf dem Boden einen kleinen Miſthaufen und ſagte zu den Kameraden, wenn jeder ſeine Naſe hineinſteckte, ſo könnte man ſehen, wie viele Löcher dadurch entſtanden wären. Sie taten es, und als man darauf die Naſenſpuren nachzählte, da fanden ſich — o Freude — alle ſieben; niemand aber konnte begreifen, woher der Irrtum gekommen, daß man beim Zählen nur ſechs herausgebracht.

Als ſie weiter zogen, kamen ſie an den Saum eines dichten Waldes, in den ein ſchmaler Pfad hineinführte. Hier wurde wieder Rat gepflogen, was beſſer wäre, auf dieſem Pfade gerade durch zu marſchieren, oder den Wald in einer weiten Entfernung zu umgehen. Allein da keiner vorher wiſſen konnte, ob denn auch ein Weg um den Wald herumführe, ſo wurde endlich einmütig beſchloſſen, hindurchzugehen. Der ſchmale Pfad machte ihnen das Weiterkommen ſehr beſchwerlich, da ſie unaufhörlich rechts und links mit den Händen die Zweige beiſeite biegen mußten; ſie konnten deshalb auch nicht weiter ſehen, als die Naſe reichte.

Ohne aber auf Hinderniſſe und Dunkelheit zu achten, ſchritten ſie mutig und tapfer vorwärts, ſo daß ſie nicht früher gewahr wurden, daß ein Wolf mitten im Wege ſchlief, als bis Naſenmann ſchon den Fuß erhoben hatte, um darauf zu treten. Als er nun ſo plötzlich die greuliche Beſtie zu ſeinen Füßen erblickte, rief er voll Schrecken: „Ein Seehund, ein Seehund!“ und ſprang jäh zurück, ſo daß Einkraft- und Zweikraftmann auf ihre Hintermänner gedrängt wurden, und die Männer ſämtlich zu Boden fielen, bis auf Schwanzmann, der glücklicherweiſe aufrecht blieb, wodurch die Lanzenſpitze auf den Wolf zu fallen

Digitized by Google

kam. Gern hätten die Männer ſämtlich die Flucht ergriffen, wenn die vor Schrecken erſtarrten Beine ſie hätten tragen wollen, oder wenn der dichte Wald das Durchkommen geſtattet hätte. Da alſo kein Entrinnen möglich war, ſo mußten ſie notgedrungen bleiben und ruhig warten, bis der Seehund einen nach dem anderen verſchlingen würde. Naſenmann, welcher am nächſten ſtand, wunderte ſich, daß das Raubtier ſich nicht vom Flecke rühre und, klug wie er war, ſchloß er daraus ſofort, daß ihre ſcharfe Lanze es im Schlafe getötet habe. Als er näher trat und das Tier unterſuchte, fand er es entſeelt, was freilich nicht von einer ihm durch die Männer beigebrachten Wunde herrührte, ſondern ſchon einige Tage vorher eingetreten war. Naſenmanns Freude über dies unerwartete Glück war grenzenlos, als er aber über die Schulter blickte und ſeine Gefährten alle mit dem Geſicht auf dem Boden liegen fand, erſchrak er von neuem, weil er glaubte, daß ſie beim Zurückprallen ſämtlich vom Lanzenſchaft durchbohrt ſeien, ſo daß ſie daran ſtäken, wie Strömlinge an der Stange. Er hub dann ſo bitterlich an, ſein Herzweh zu klagen, daß der Wald ringsum von ſeinem Geſchrei erſcholl. Die anderen glaubten, daß er unter den Griffen des Tieres ſchreie und wagten deshalb nicht, ſich vom Fleck zu rühren. Als dann das Geſchrei andauerte, wurde ihnen ſo viel klar, daß doch aus dem Bauche des Tieres ſo lautes Schreien nicht an ihr Ohr dringen konnte. Die Dreiſteren hoben die Köpfe etwas in die Höh und lugten heimlich von unten herauf, um zu entdecken, warum denn ihr Hauptmann ſo ſchreie. Sobald ſie inne wurden, daß der erſchlagene Seehund weder Ohren noch Schwanz rührte, und Naſenmann unverſehrt neben ihm ſtand, ſprangen ſie wie der Wind vom Boden auf und eilten, ſich die ſeltſame Sache anzuſehen. Niemand von ihnen war im geringſten verletzt; daß ſie niedergeſtürzt, war einzig und allein deshalb geſchehen, damit des greulichen Tieres Auge ſie nicht erblicken ſollte. Als ſie nun zuſammen das Untier, wofür ſie den Seehund gehalten, zu unterſuchen begannen, wo und wie tief ihr Schlachtſpeer darin eingedrungen, erſtaunten ſie wohl ſehr darüber, daß an dem Tiere auch nicht die mindeſte Spur einer Wunde ſichtbar wurde. Dreikraftmann ſagte: „Ein Seehund hat doch nicht mehr als zwei natürliche Öffnungen, eine vorn, die andere hinten, jetzt ſeht nach, in welche von beiden iſt unſere Lanze eingedrungen?“ Fünfkraftmann war näher getreten, und als er mit der Naſe an den Seehund rührte, rief er: „Oho, Brüderchen, ihr ſeid auf dem Holzwege! Der Seehund iſt

Digitized by Google

ſchon längſt krepiert, denn er ſtinkt!" „Ja," ſagte Dreikraftmann, „mir iſt ſchon längſt ein fauler Geruch in die Naſe geſtiegen."

Die Männer faßten nun einmütig den Beſchluß, dem toten Seehund das Fell abzuziehen und es an der Lanze zu befeſtigen, damit alle Welt daraus ſähe, was für tapfere Tat ſie verrichtet hätten. Den Leichnam ließen ſie im Walde liegen, indem ſie ſagten: „Hat er früher Rinder und Pferde gefreſſen, ſo mögen ſie jetzt ihn freſſen."

Da nun aber der Abend hereinbrach, und ſie noch immer nicht wußten, wie weit der Wald ſich noch erſtrecken möchte, ſo mußten ſie ihren Marſch beſchleunigen, um vorwärts zu kommen. Nach einer Werſt hörte der Wald auf, und ſie kamen an ein Feld, auf dem nichts weiter wuchs, als einiges Wacholdergebüſch. „Hier wollen wir zur Nacht bleiben," ſagte Naſenmann, „denn wir haben uns heute wie Männer gemüht und geplagt." Während die anderen ſchliefen, ſollte immer einer abwechſelnd Wache halten, damit ihnen kein Unheil über den Hals käme.

Mitten in der Nacht, als gerade der Dreikraftmann auf Wache ſtand, vernahm er ein ſchauerliches Getöſe, weshalb er ſogleich ſeine Gefährten weckte. Die Männer ſpitzten alle die Ohren, und von Zeit zu Zeit erſcholl es: plumps! plumps! als ob jemand einen ſchweren Stein aus einer Höhe zu Boden würfe. Einige hielten das Geräuſch für ſo ſchlimm, daß es die Erde unter ihren Füßen erbeben mache. Was konnte das ſein? Naſenmann fragte, ob einer ſich getraue, dem Geräuſche nachzugehen, um zu ſehen, was es ſei; aber keiner ſchien Luſt zu haben, ſolch Wagnis zu unternehmen. Endlich ſagte Dreikraftmann, der manchmal verwickelte Fragen ſehr ſcharfſinnig zu löſen verſtand: „Ich glaube zu wiſſen, was das Geräuſch zu bedeuten hat; des erſchlagenen Seehunds Geiſt geht ſicherlich als Geſpenſt um." Als aber das Geräuſch immer näher kam, ſagte Schwanzmann: „Mir fällt etwas ein, wie wir unſeres Geſpenſtes am beſten Herr werden können. Die Geſpenſter müſſen ſich vor wilden Tieren fürchten, ich wickle das Fell des erſchlagenen Seehunds wie einen Pelz um mich und gehe auf allen Vieren dem Geräuſch entgegen, dann jage ich das Ding gewiß in die Flucht." Der Anſchlag gefiel den Männern, und ſo wurde Schwanzmann in das Seehundsfell gewickelt, und damit er auch ſonſt nicht ohne Schutz vor Gefahren bleibe, nahmen die anderen die Lanze auf die Schultern und gingen in einem Abſtand von hundert Schritten hinter ihm her. Schwanzmann war noch nicht weit gekommen, da ſah

Digitized by Google

er auf dem Felde ein greuliches fünffüßiges Tier, das hatte zwei Hörner und feurige Augen im Kopfe, die wie Kerzen weithin leuchteten. Wunderlich war sein Gang, die beiden Vorderfüße hob es zugleich auf, als wären die Beine zusammengewachsen, die Mittelfüße traten einer nach dem anderen einher, der fünfte Fuß aber schien dazu vorhanden zu sein, daß ihn das Tier wie einen Flügel bald links bald rechts schwinge, wahrscheinlich um die Bewegung des schweren Körpers zu erleichtern. Den Kopf hielt das Tier am Boden und brauchte ihn wohl dazu, den Körper vorn zu stützen. Als unser Freund das alles gesehen hatte, hielt er es für das Gescheiteste, so sacht als möglich zurück zu gehen, ehe das gräßliche Tier ihn erblicke. Als die anderen seinen Bericht gehört hatten, wurde sogleich beschlossen, das Weite zu suchen, damit das greuliche Tier sie nicht fände. Hätte nicht die Furcht den Augen Schwanzmanns ein Blendwerk vorgemacht, so würde er ein Wesen gesehen haben, das weder ihm noch den andern Angst eingeflößt hätte, nämlich ein gekoppeltes Pferd, das diese Nacht auf der Weide graste. Die vermeintlichen Hörner waren des Tieres Ohren, der Schwanz sein fünfter Fuß und die feurigen Augen hatte ihm die Furcht des Beschauers geschaffen.

Am folgenden Tage ging ihre Reise glücklich vonstatten, und es stieß ihnen weiter kein Hindernis auf als ein kleiner See, an dessen Ufer sie gegen Abend anlangten. Vom hohen Ufer aus gesehen wogte der blaue See vor ihren Augen, als ob ein Windstoß über die Wasserfläche hinfahre. Die in den Türkenkrieg ziehenden Männer ließen sich am Ufer auf dem Rasen nieder und hielten Rat, wie sie hinüber kommen sollten, da nirgends in der Nähe weder Boot noch Kahn zu sehen war. Hätten sie gewußt, daß ihr Sitz nichts weiter als ein Erdhaufen war und der vermeintliche See ein Flachsfeld, das gerade mit blauen Blüten bedeckt war, so hätte ihnen das Ratschlagen weniger Kopfzerbrechen gekostet. Nasenmann sagte: „Hier hilft alles nichts, über den See müssen wir, wie sollten wir sonst nach Türkenland kommen. Hätte einer von uns die Stärke des Kalewsohnes, so könnte er uns mit Leichtigkeit über den See ans andere Ufer tragen; oder ist jemand ein tüchtiger Schwimmer, der bringe die andern der Reihe nach über den See aufs Trockene. Dreikraftmann sagte: „Hast du die Stärke, so trag uns durch den See, oder bist du ein geschickter Schwimmer, so schwimm und nimm uns mit.“ Fünfkraftmann aber, der gerade hinter seinem Rücken stand, stieß ihn vom Ufer — oder richtiger ge-

Digitized by Google

ſprochen: vom Erdhaufen hinunter. Dreikraftmann erſchrak; als er aber merkte, daß er mit der Naſe auf trockenem Raſen lag, fühlte er alsbald wieder Mut in ſich und rief aus: „Wer ein wackerer Mann ſein will, der komme mir nach.“ Da ſtieß Naſenmann noch zwei Männer vom Ufer, und die übrigen ſprangen aus freien Stücken hinunter. Außer einer kleinen Erſchütterung verſpürte keiner weiter Schaden, und alle waren froh, daß das Wageſtück gelungen war und das gefürchtete Waſſer ſie nicht naß gemacht hatte. Die Lanze aber hatten die Männer am Ufer vergeſſen und mußten nun zurückgehen, um ihre Waffe zu holen, weil ein Krieger ohne Lanze ebenſo wenig weiter kommt, als ein Ackersmann ohne Pflug. Da der Abend angebrochen, und eine geſchützte Stelle zur Hand war, ſo wollten die Männer hier übernachten, und nach gepflogener Beratung wurde ein Lager hergerichtet.

Als die Kriegsmänner ſich eben ſchlafen legen wollten, drang der Feind auf ſie ein: es war ein Bauer mit einem derben Knüttel auf der Schulter, der ſcheltend herankam. „Ihr Lumpengeſindel!“ rief er, „habt ihr nicht anderswo Raum euch niederzulaſſen als gerade auf meinem Flachsfelde! Wartet ihr Galgenſchwengel! ich will euch den Rücken ſo blau ſchlagen wie die Flachsblüten!“

Die Türkenkämpfer aber dachten: „Beſſer Furcht als Reue!“ und ergriffen die Flucht; kaum daß ſie noch ſo viel Zeit hatten, die Lanze mitzunehmen. Sie hätten ſich wohl auch zur Wehr ſetzen können, aber der Feind war ſo plötzlich und mit ſo wildem Grimm auf ſie eingeſtürmt, daß es ihnen nicht beikam, den Kampf aufzunehmen. Erſt nachdem ſie weit geflohen waren, fiel ihnen ein, ſich zur Wehr zu ſetzen, aber wo ſollten ſie jetzt den Feind hernehmen? Ebenſo gut hätten ſie die Luft greifen können! „Wir hätten ihn ja kurz und klein ſchlagen können,“ ſagte Naſenmann, „wenn er uns nicht ſo unvermutet über den Hals gekommen wäre.“ Dreikraftmann ſagte: „Und was für einen Knüttel führt er! Ich danke meinem Glücke, daß er nicht dazu kam, meinen Rücken zu meſſen, er hätte mir alle Knochen zu Brei geſchlagen. Aber was meint ihr dazu, Kameraden, wenn wir morgen früh unſere Schritte wieder heimwärts lenkten? Wer Teufel weiß, wie weit das Türkenland noch ſein mag, und was für Unglück uns noch zuſtoßen kann, ehe wir hinkommen?“ Die andern fanden ſogleich, daß Dreikraftmanns Rat gut war. „Aber,“ ſagte Naſenmann, „den Weg, den wir gekommen ſind, gehe ich nicht zurück, da würden wir wie die Mäuſe der Katze in den Rachen laufen und unſere Haut zu Markte

Digitized by Google

tragen, weil der Mann mit dem Knüttel nicht verfehlen würde, uns durchzubläuen." Alle mußten zugeben, daß Naſenmann Recht hatte, und nachdem ſie über die halbe Nacht damit zugebracht hatten, die Sache nach allen Seiten hin zu erörtern, wurde einmütig beſchloſſen, auf einem anderen Weg zurückzukehren.

Da kamen ſie denn nach einigen Tagen an das Ufer eines Sees, in dem wirklich Waſſer floß, und alſo nicht blos ein blauer Schimmer an der Oberfläche ſie täuſchte. „Das iſt alſo der Peipus-See," rief Vierkraftmann, der den Ort ſogleich erkannte, „aber hier müſſen wir ſehr vorſichtig ſein, weil hier ein gar greuliches Untier wohnen ſoll, ob Vierfüßler, Vogel oder Fiſch, kann ich nicht mit Sicherheit angeben, aber das habe ich aus alter Leute Mund vernommen, daß der Kalewſohn ſelber es nicht bezwungen hat." Naſenmann ſtand eine Weile nachdenklich und ſagte dann: „Wenn ſich die Sache wirklich ſo verhält wie du ſagſt, ſo müſſen wir ihm entgegenziehen und ihm den Garaus machen! Dieſe Tat wird uns mehr Ruhm und Ehre bringen als ein Kampf gegen die Türken." — Als ſie nun des Waldes anſichtig wurden, in dem das Untier ſeinen Aufenthalt haben ſollte, da ſank ihnen freilich wieder das Herz in die Hoſen, was übrigens auch anderen Wackeren begegnen kann; dennoch wollten ſie die Heldentat nicht aufgeben. „Wer kann wiſſen, ob wir mit dem Leben davon kommen," ſagte Naſenmann, „der Tod kümmert ſich nicht um der Menſchen Alter, ſondern rafft dahin, wen er eben packt. Nun wollen wir aber nicht mit leerem Magen aus dieſer Welt ſcheiden, darum, ihr Brüderchen! ſetzen wir uns nieder und verzehren wir vor unſerm Ende noch einmal unſer Brot, vielleicht iſt es unſere letzte Mahlzeit." Da wurde den Männern gar wehmütig ums Herz, als ſie ihres Anführers Betrübnis ſahen und als ſie daran dachten, daß, wenn das heutige Brot gegeſſen ſei, ſie wohl kein neues mehr backen würden. Während ſie ſich ſo über den Tod unterhielten, verſäumte doch keiner, ſich ſatt zu eſſen, denn ſie meinten, mit vollem Magen laſſe es ſich leichter ſterben als mit leerem. Nach dem Eſſen begannen die Männer ſich gegen den Feind zu rüſten, wobei es viel Hin- und Herreden gab. Naſenmann, der bis jetzt immer der erſte geweſen war, meinte jetzt, er habe dieſes Ehrenamt lange genug bekleidet, und wünſchte, daß ein anderer an ſeine Stelle trete. Aber die andern ſträubten ſich dagegen und ſagten, es wäre nicht in der Ordnung, wenn ſie ſich vor ihren Vorgeſetzten drängen wollten; Mut hätten ſie genug, nur keinen Körper,

Digitized by Google

der mit ihrem Mute gleichen Schritt hielte. Dreikraftmann meinte, „ob es nicht das beſte wäre, wenn einer für alle andern ſtürbe und der Hauptmann dies auf ſich nähme," aber Naſenmann ſchrie, daß der Wald wiederhallte: „So haben wir nicht gewettet! Wer einen guten Rat zu geben weiß, der hat auch die Pflicht, meine ich, ſelber dieſem Rate gemäß zu handeln!" Nachdem ſie noch eine Zeitlang gezankt und hin und her geſtritten hatten, einigten ſie ſich endlich dahin, daß alle gleichzeitig mit der Lanze auf den Feind eindringen ſollten, nahmen die Lanze auf die Achſeln und zogen in alter Weiſe dem Walde zu, wo das böſe Untier hauſte. Bevor ſie den Wald erreichten, mußten ſie über ein Blachfeld. Da war eine Dame vom Eſpenhain oder gerade heraus geſagt — ein Haſe, der ſich eben geſetzt hatte und ſeine langen Ohren emporſtreckte. Dieſer ſchreckliche Anblick erſchreckte die Schneider dergeſtalt, daß ſie ſogleich ſtill ſtanden und ſich berieten, ob ſie vorwärts gehen, gerade auf das gräßliche Untier losſtürmen und es mit ihrer langen ſcharfen Lanze durchbohren ſollten, oder ob es nicht beſſer ſei, die Flucht zu ergreifen, ehe das Tier über ſie herfalle und einen nach dem andern hinunterſchlucke. Da nun Schwanzmann der hinterſte und durch ſechs Mann vor ſich geſchützt war, ſchwoll ſeine Verwegenheit ſo ſehr an, daß er dem Naſenmann zurief: „Stoß den Feind nieder, wir helfen ja von hinten nach!" Aber Naſenmann erwiderte: „Du haſt gut ſchwatzen, du biſt durch andere gedeckt, wäreſt du an meiner Stelle, ſo fiele das Herz dir wohl zwanzigmal in die Hoſen." So baderten die Männer eine Weile: einer gab immer dem andern Schuld, daß man nicht gerade auf den Feind losgehe. Allen aber ſtanden vor Furcht die Haare zu Berge wie die Schweinsborſten. Endlich aber rief Naſenmann: „Gehen wir dann, ihr Männer, gerade darauf los!" kniff die Augen zu und ſtürmte vorwärts; dabei ſchrie er aus Leibeskräften: „Hurjo, hurjo!" worauf der Haſe nach dem Walde zu davonlief. Als Naſenmann nach dem Feinde blinzelte und ſeine Flucht ſah, rief er vor Freude: „Er weicht ſchon, er weicht ſchon! eben ſo gut könnte man die Luft greifen! Seht Männer, ſeht! er läuft wie ein Haſe! ſollte es nicht gar ein Haſe ſein?" Dreikraftmann ſagte: „Ich weiß nicht, Brüderchen, wo du deine Augen gelaſſen haſt? das Tier hat die Größe eines Füllens!" Vierkraftmann wollte dies berichtigen und meinte, das Tier ſei doch wohl ſo hoch wie ein Pferd. Fünfkraftmann ſagte: „Meinem Auge erſcheint ein Ochs, mit dieſem Tier verglichen, kleiner als ein junger Hund."

Digitized by Google

Schwanzmann aber meinte, das Tier habe die Höhe eines Heuſchobers. So konnten die Männer ſich lange nicht einigen über die Größe des Tieres, das aber mußten ſie zuletzt alle einräumen, daß der Unhold auf den erſten Anblick allerdings einen Körper habe wie ein Haſe, jedoch um vieles größer ſei als ein Hirſch.

Als nun die Türkenlandskämpfer aus der eben beſchriebenen Fährlichkeit alle glücklich mit dem Leben und mit geſunden Gliedmaßen davon gekommen waren, wurde zur Stärkung ein Imbiß genommen; dann überlegten ſie, was nun zunächſt zu tun ſei. Daß ſie bislang auf ihrem Zuge mehr als genug wackere Taten vollbracht, die im Gedächtnis der Nachkommen fortleben würden, das fühlte jeder von ihnen. Und ein jeglicher war deſſen froh, daß er an ſeinem Teile ein Mann geweſen ſei, den keine Drangſal vom rechten Pfade hatte ablenken können.

Nach langem Ratſchlagen wurde beſchloſſen, wie folgt: „Wer ſo viele Tage lang Hitze und Beſchwerden ertragen, wie wir ſieben, der hat ein volles Recht heimzukehren und fortan unter dem Schatten des Ehren- und Ruhmesbaumes, den vereinte Tapferkeit gepflanzt, die Tage ſeines Alters zu verleben. Lanze und Seehundshaut aber ſollen zu ewigem Gedächtnis an einem paſſenden Orte aufgehängt werden, den Nachkommeu zur Schau, damit alle Schneider Kunde erhalten von den Taten, die ihre Vorväter auf der Welt verrichteten."

Ob gegenwärtig noch Überbleibſel von dem berühmten Schlachtſpeer und von der „Seehundshaut" vorhanden ſind, weiß ich nicht mit Sicherheit anzugeben, was aber männiglich bekannt iſt, das iſt der Schneider Mut und Tapferkeit. Dieſe von ihren Vorfahren überkommenen Eigenſchaften ſind das Erbteil aller Schneider und werden ihnen verbleiben bis an der Welt Ende.

Digitized by Google

Der mildherzige Holzhacker

Vorzeiten ging ein Mann in den Wald, Bäume zu fällen. Er kam zur Birke und wollte ſie umhauen; als die Birke die Art ſah, flehte ſie kläglich: „Laß mich leben! Ich bin noch jung und habe eine Schar von Kleinen hinter mir, die um meinen Tod weinen würden!“ Der Mann ließ ſich erbitten und kam zur Eiche; er wollte die Eiche umhauen. Als die Eiche die Art ſah, flehte ſie kläglich: „Laß mich doch leben, ich bin noch friſch und ſtark, meine Eicheln ſind alle noch unreif und taugen nicht zur Saat. Wo ſollen die kommenden Geſchlechter den Eichwald hernehmen, wenn meine Eicheln zu Grunde gehen?“ Der Mann ließ ſich erbitten und kam zur Eſche, ſie umzuhauen. Als die Eſche die Art ſah, flehte ſie kläglich: „Laß mich doch leben! Ich bin noch jung und habe erſt geſtern ein junges Weib gefreit. Was ſoll aus der Armen werden, wenn ich falle?!“ Der Mann ließ ſich erbitten und kam zum Ahorn, den er umhauen wollte. Der Ahorn aber flehte kläglich: „Laß mich noch leben; meine Kinder ſind noch klein, alle noch unerzogen. Was ſoll aus ihnen werden, wenn ich umgehauen werde?“ Der Mann ließ ſich erbitten und kam zur Erle, die er umhauen wollte. Als die Erle die Art ſah, flehte ſie kläglich: „Laß mich leben! ich habe gerade meinen weißen Überzug und muß viele kleine Geſchöpfchen mit meinem Safte ernähren. Was ſoll aus ihnen werden, wenn ich umgehauen werde?“ Der Mann ließ ſich erbitten und kam zur Eſpe; er wollte die Eſpe umhauen. Die Eſpe aber flehte kläglich: „Laß mich leben! Der Schöpfer hat mich erſchaffen,

Digitized by Google

daß ich mit meinen Blättern im Winde raſchle und Nachts die Frevler auf ihrem böſen Wege ſchrecke. Was ſollte aus der Welt werden, wenn ich umgehauen würde?" Der Mann ließ ſich erbitten, kam zum Faulbaum und wollte ihn umhauen. Als der Faulbaum die Art ſah, flehte er kläglich: „Laß mich leben! Ich bin noch in Blüte und muß der Nachtigall Schatten geben, daß ſie auf meinen Zweigen ſinge. Wo fänden denn die Leute ſchönen Vogelſang, wenn die gefiederten Sänger unſer Land verließen, weil ich umgehauen worden bin?" Der Mann ließ ſich erbitten und kam zur Ebereſche; er wollte die Ebereſche umhauen. Die Ebereſche aber flehte kläglich: „Laß mich leben! Ich ſtehe jetzt eben in der Blüte, aus ihr ſollen die Beerentrauben entſtehen, die im Herbſt und im Winter den Vögeln Atzung geben müſſen. Was ſollte aus den armen Tierchen werden, wenn ich umgehauen würde?" Der Mann ließ ſich erbitten und dachte bei ſich: „Wenn mit dem Laubholze nichts anzufangen iſt, ſo will ich mein Heil beim Nadelholz verſuchen". Er kam zur Fichte und wollte ſie umhauen. Als die Fichte die Art ſah, fing ſie gleich an kläglich zu bitten: „Laß mich leben! Ich bin noch jung und kräftig und muß Zweige treiben, um Sommers und Winters zu grünen, den Menſchen zur Luſt. Wo ſollten ſie ein ſchattiges Obdach finden, wenn ich umgehauen würde?" Der Mann ließ ſich erbitten, kam zur Kiefer und wollte die Kiefer umhauen. Als die Kiefer die Art ſah, flehte ſie kläglich: „Laß mich leben! Ich bin noch jung und kräftig und muß mit der Fichte zuſammen ohne Unterlaß grünen; es wäre ſchade, wenn ich umgehauen würde." Der Mann ließ ſich erbitten, kam zum Wacholder und wollte ihn umhauen. Der Wacholder aber flehte kläglich: „Laß mich leben! Ich bin der allergrößte Schatz des Waldes und ein Segenſpender für alle, weil man mich gegen neunundneunzig Krankheiten brauchen kann. Was ſollte aus Menſchen und Tieren werden, wenn ich umgehauen würde."

Der Mann läßt ſich auf dem Raſen nieder und denkt bei ſich: „Die Sache kommt mir höchſt wunderbar vor; jeder Baum hat ſeine Zunge, mit der er ſich gegen ſeine Zerſtörung ſträubt; was ſoll ich machen, wenn ich nirgends mehr Bäume finde, die ſich ruhig umhauen laſſen? Mein Herz kann ihren Bitten nicht widerſtehen. Hätte ich kein Weib daheim, ſo ginge ich mit leeren Händen zurück." Da tritt aus der Tiefe des Waldes her ein alter Mann mit grauem Barte, angetan mit einem Hemd von Birkenrinde und einem Rock von Fichtenrinde und ſagt: „Was ſitzeſt du ſo mißmutig da auf dem Graſe?" Der

Digitized by Google

Gefragte erwidert: „Wie ſollte ich nicht mißmutig ſein? Ich nahm heute Morgen meine Art, ging in den Wald und wollte Nutzholz fällen, um es nach Hauſe zu fahren, aber da finde ich plötzlich den ganzen Wald belebt, jeder Baum hat ſeinen Verſtand im Kopfe und ſeine Zunge im Munde und weiß ſich mit Bitten zu wahren. In mir iſt kein Tropfen Blut, der ihrem Flehen zu widerſtehen vermöchte. Werde aus mir was wolle, ich kann lebende Bäume nicht zerſtören.“ Der Alte ſieht ihn freundlich an und ſpricht: „Ich danke dir, Bauer, daß du deine Ohren vor dem Flehen meiner Kinder nicht verſchloſſen haſt; dir ſoll aus dieſer Mildherzigkeit kein Schade erwachſen; ich will ſie dir vergelten und auch Sorge tragen, daß es dir künftig an nichts gebreche. Die nicht vergoſſenen Blutstropfen meiner Kinder ſollen dir Glück bringen; nicht bloß an Brenn- und Nutzholz ſoll es dir niemals fehlen, ſondern auch in anderen Dingen ſoll Segen in dein Haus kommen, ſo daß du fortan nichts weiter zu tun haben wirſt, als kund zu geben was dein Herz begehrt. Nur mußt du dich hüten, daß deine Wünſche das Maß nicht überſchreiten, und auch deiner Frau und deinen Kindern ſchärf ein, daß ſie ausſchweifende Wünſche bezähmen müſſen. Es würde ſich ſonſt das erwartete Glück in Unglück verkehren. Da, nimm dieſe Goldrute und hüte ſie wie deinen Augapfel!“ Mit dieſen Worten gab er dem Mann eine Goldrute, die einige Spannen lang und ſo dick wie eine Stricknadel war, und gab dazu die Belehrung: „Wenn du ein Haus aufführen oder ſonſt eine notwendige Arbeit vollbringen willſt, ſo geh an einen Ameiſenhaufen und ſchwing deine Rute dreimal gegen ihn, ſchlag aber nicht hinein, um den kleinen Geſchöpfen nicht zu ſchaden. Dabei befiel ihnen, was ſie tun ſollen, und du findeſt den nächſten Morgen die Arbeit getan, wie du ſie gewünſcht hatteſt. Begehrſt du Speiſe, ſo nötige mit der Rute den Grapen, daß er dir bereite, was du wünſcheſt. Willſt du zur Speiſe noch Naſchwerk, ſo zeig die Goldrute den Bienen und heiß ſie an die Arbeit gehen, und ſie werden dir mehr Honigwaben bringen, als du ſamt deinem Hausgeſinde verzehren kannſt. Willſt du Saft, ſo gebiete der Birke und dem Ahorn; ſie werden dein Gebot alsbald erfüllen. Die Erle wird dir Milch geben, der Wacholder Geſundheit bringen, wenn du ſie in dieſer Art anhältſt. Fiſch- und Fleiſchgerichte wird dir der Grapen alle Tage kochen, ohne daß du erſt etwas Lebendes zu töten brauchſt. Willſt du Leinwand, ſeidene oder wollene Kleider, ſo gebiete den Spinnen, ſie werden dir Zeuge weben, ganz wie du ſie wünſchſt. So wird

Digitized by Google

es dir an nichts fehlen, ſondern du wirſt alles zur Genüge haben, zum Lohn dafür, daß du auf die Bitten meiner Kinder hörteſt und ſie am Leben ließeſt. Ich bin des Waldes Vater, den der Schöpfer zum Herrſcher über die Bäume geſetzt hat." Darauf nahm der Alte Abſchied und verſchwand vor des Mannes Augen.

Der Mann aber hatte eine ſchlimme Frau, die ihm ſchon auf dem Hofe belfernd wie ein böſer Hund entgegen kam, als ſie den Mann mit leeren Händen aus dem Walde zurückkommen ſah. „Wo bleibt das Holz, das du bringen ſollteſt?" ſchrie das Weib. Der Mann erwiderte ruhig: „Es bleibt im Walde und wächſt." Zornig fuhr das Weib ihn an: „O, hätten doch alle Birkenreiſer ſich zu Rutenbündeln zuſammengebunden und dein träges Fell vergerbt." Der Mann ſchwang heimlich die Goldrute und ſprach, ohne daß die Frau es hörte: „Der Wunſch erfülle ſich an dir." Da fing das Weib plötzlich an zu ſchreien: „Ai, ai! ai, ai! o wie weh! ai, ai! das geht durch Mark und Bein! Gnade, Gnade!" So ſchreiend ſprang ſie von einem Ort zum andern, und faßte bald hier bald dort nach ihrem Leibe, als hätte ein ſchmerzender Rutenſtreich die Stelle getroffen. Als der Mann glaubte, daß es genug der Strafe ſei, gab er der Goldrute den entſprechenden Befehl. An dieſem erſten Verſuche erkannte er, was für ein herrliches Geſchenk der Waldesvater ihm gemacht hatte, da ihm in der Glücksrute zugleich eine Zuchtrute für ſein Weib geworden war. — Er hatte auf ſeinem Hofe eine alte halbverfallene Kleete, und wollte darum noch ſelbigen Tages die Kraft der Ameiſen im Häuſerbau erproben. So ging er an den Ameiſenhaufen heran, ſchwang dreimal die Goldrute und rief: „Macht mir eine neue Kleete auf dem Hof!" Als er am andern Morgen aufſtand, fand er die Kleete fertig. Auch die Bereitung der Speiſe machte ihm nicht die geringſte Sorge; was das Herz begehrte, das kochte der Keſſel, ſobald es ihm befohlen war, trug es auch täglich ſelber auf den Tiſch, ſodaß die Hausleute nichts weiter zu tun hatten, als zu eſſen. Spinnen webten ihnen Zeuge, Maulwürfe pflügten ihre Äcker, Ameiſen ſtreuten den Samen aus und ernteten im Herbſt das Korn vom Felde, ſo daß es der Menſchenhand nirgends bedurfte. Wenn die Kinnladen des böſen Weibes einmal zu arg klapperten oder dem Manne etwas Schlimmes anwünſchten, ſo mußte es der Hausdrache jedesmal ſelber erleiden, weil die Goldrute ihre Schuldigkeit tat.

Vor ſeinem Tode vererbte der Mann die Goldrute ſeinen Kindern, gab ihnen dieſelbe Unterweiſung, die er vom Waldesvater erhalten hatte

Digitized by Google

und warnte ſie vor unmöglichen Wünſchen. Die Kinder richteten ſich danach und brachten ihr Leben nicht minder glücklich zu. In der dritten Generation aber geſchah es, daß die Rute in den Beſitz eines Mannes kam, der, ohne ſich an die Warnung ſeiner Eltern zu kehren, viele unnütze Dinge wünſchte und deshalb die Goldrute zwecklos bemühte; indes entſtand zunächſt aus dieſen Wünſchen noch kein Schade, weil die gewünſchten Dinge doch wenigſtens möglich waren. Der übermütige Mann gab ſich aber damit nicht zufrieden, ſondern vermaß ſich, um die Kraft der Rute auf die Probe zu ſtellen, Unmögliches zu wünſchen. So hatte er eines Tages der Goldrute geboten, die Sonne vom Himmel herunterzuholen, damit er einmal ſeinen Rücken ganz dicht an der Sonne wärmen könne. Die Rute wollte zwar ihres Herrn Befehl ausführen, da aber das Herunterkommen der Sonne ein unmögliches Ding iſt, ſo ſandte der Schöpfer dem Wünſchenden ſo flammende Strahlen aus der Sonne herab, daß er ſamt allen Gebäuden verbrannte, ohne daß auch nur eine Spur davon zurückblieb.

Ob nun die Glücksrute im Feuer geſchmolzen iſt oder nicht — niemand weiß jetzt Ort und Stelle anzugeben, wo man ſie zu ſuchen hätte. Auch glaubt man, daß die heißen Sonnenſtrahlen, die an dieſem unglücklichen Tage herabſchoſſen, die Bäume im Walde dermaßen in Schrecken verſetzt hatten, daß ihre Zungen gebunden blieben und niemand ſpäter ein Wort mehr aus ihrem Munde vernommen hat.

Digitized by Google

Der Donnerſohn

Der Donnerſohn ſchloß mit dem Teufel einen Vertrag auf ſieben Jahre, laut deſſen der Teufel ihm als Knecht dienen und unweigerlich in allen Stücken des Herrn Willen erfüllen ſollte; zum Lohn für treue Dienſte verſprach ihm der Donnerſohn ſeine Seele zu geben. Der Teufel tat ſeine Schuldigkeit gegen ſeinen Herrn, er ſcheute nicht die ſchwerſte Arbeit und murrte nimmer über das Eſſen, denn er wußte ja, was für einen Lohn er nach ſieben Jahren von Rechts wegen erhalten ſollte. Sechs Jahre waren vorüber und das ſiebente hatte begonnen, aber der Donnerſohn hatte durchaus keine Luſt, dem böſen Geiſt ſeine Seele ſo wohlfeilen Kaufes zu überlaſſen, und hoffte deshalb, durch irgend eine Liſt den Klauen des Feindes zu entrinnen. Schon beim Abſchluß des Vertrages hatte er dem alten Burſchen den Streich geſpielt, daß er ihm ſtatt des eigenen Blutes Hahnenblut zur Beſiegelung gab, und der Kurzſichtige hatte den Betrug nicht gemerkt. Und doch war eben dadurch das Band, das die Seele des Donnerſohnes unauflöslich verſtricken ſollte, ganz locker geworden.

Obgleich das Ende der Dienſtzeit immer näher rückte, hatte der Donnerſohn ſich immer noch keinen Kunſtgriff erſonnen, der ihn freimachen konnte. Da traf es ſich, daß an einem heißen Tage von Mittag her eine ſchwarze Wetterwolke aufſtieg, die den Ausbruch eines ſchweren Gewitters drohte. Der alte Burſche verkroch ſich ſogleich in die Tiefe der Erde, zu welchem Zweck er immer ein Schlupfloch unter einem Steine bereit hatte. „Komm Brüderchen und leiſte mir Geſellſchaft,

Digitized by Google

bis das Ungewitter vorüber iſt!“ bat der Teufel ſeinen Herrn. „Was verſprichſt du mir, wenn ich deine Bitte erfülle?“ fragte der Donnerſohn. Der Teufel meinte, darüber könne man ſich unten einigen, denn hier oben mochte er die Bedingungen nicht mehr beſprechen, da die Wolke ihm jeden Augenblick über den Hals zu kommen drohte. Der Donnerſohn dachte: heute hat die Furcht den alten Burſchen ganz mürbe gemacht; wer weiß, ob es mir nicht glückt, von ihm los zu kommen. So ging er denn mit ihm in die Höhle. Das Gewitter dauerte ſehr lange, Krach folgte auf Krach, daß die Erde zitterte und die Felſen erbebten. Bei jeder Erſchütterung drückte ſich der alte Burſche die Fäuſte gegen die Ohren und kniff die Augen feſt zu; kalter Schweiß bedeckte ſeine zitternden Glieder, und er konnte kein Wort hervorbringen. Gegen Abend, als das Gewitter vorüber war, ſagte er zum Donnerſohn: „Wenn der alte Vater nicht dann und wann ſo viel Lärm und Getöſe machte, ſo könnte ich mit ihm ſchon durchkommen und könnte ruhig leben, da mir ſeine Pfeile unter der Erde nicht ſchaden können. Aber ſein gräßliches Getöſe greift mich ſo an, daß ich gleich die Beſinnung verliere und nicht mehr weiß, was ich tue. Denjenigen, der mich von dieſem Drangſal befreite, würde ich reichlich belohnen.“ Der Donnerſohn erwiderte: „Da iſt kein beſſerer Rat, als dem alten Papa das Donnergerät heimlich wegzunehmen.“ „Ich würde es ſchon entwenden,“ antwortete der Teufel, „wenn die Sache möglich wäre, aber der alte Donnergott iſt ſtets wachſam, er läßt weder Tag noch Nacht das Donnerwerkzeug aus den Augen, wie wäre da ein Entwenden möglich?“ Der Donnerſohn blieb aber dabei, daß ſich die Sache wohl machen ließe. „Ja, wenn du mir helfen würdeſt,“ rief der Teufel, „dann könnte der Anſchlag vielleicht gelingen, ich allein komme damit nicht zurecht.“ Der Donnerſohn verſprach nun, ſein Helfershelfer zu werden, verlangte aber dafür keinen geringeren Lohn, als daß der Teufel den Seelenkauf rückgängig mache. „Meinethalben nimm drei Seelen, wenn du mich von dieſer gräßlichen Not und Angſt befreiſt!“ rief der Teufel vergnügt. Nun ſetzte ihm der Donnerſohn auseinander, in welcher Weiſe er die Entwendung für möglich halte, wenn ſie ſich beide einmütig und mit vereinten Kräften ans Werk machten. „Aber,“ ſo ſchloß er, „wir müſſen ſo lange warten, bis der alte Papa ſich wieder einmal ſo ſehr ermüdet, daß er in tiefen Schlaf fällt, denn gewöhnlich ſchläft er ja wie der Haſe mit offenen Augen.“

Digitized by Google

Einige Zeit nach dieſer Beratung brach ein ſchweres Gewitter aus, das lange anhielt. Der Teufel ſaß wieder mit dem Donnerſohn in ſeinem Schlupfwinkel unter dem Stein. Die Furcht hatte den alten Burſchen ſo betäubt, daß er kein Wort von dem hörte, was ſein Gefährte ſprach. Am Abend aber erſtiegen beide einen hohen Berg, wo der alte Burſche den Donnerſohn auf ſeine Schultern hob und ſich dann ſelber durch Zauber immer weiter in die Höhe reckte, wobei er ſang:

„Recke, Brüderchen, dich aufwärts,
Wachſe, Freundchen, in die Höhe!“

bis er zur Wolkengrenze hinaufgewachſen war. Als der Donnerſohn über den Wolkenrand hinüber ſpähte, ſah er den Donnergott ruhig ſchlafen, den Kopf auf zuſammengeballte Wolken geſtützt, aber die rechte Hand lag quer über das Donnergerät ausgeſtreckt. Man konnte es nicht fortnehmen, weil das Berühren der Hand den Schlafenden geweckt hätte. Der Donnerſohn kroch nun von der Schulter des alten Burſchen in die Wolken hinein, ſchlich leiſe wie eine Katze näher und ſuchte ſich durch Liſt zu helfen. Er holte hinter ſeinem Ohre eine Laus hervor und ſetzte ſie dem alten Vater zum Kitzeln auf die Naſe. Der Alte nahm alsbald die Hand, um ſeine Naſe zu kratzen, in demſelben Augenblick aber packte der Donnerſohn das frei gewordene Donnerwerkzeug und ſprang vom Wolkenrand auf den Nacken des Teufels zurück, der mit ihm den Berg hinunter rannte, als hätte er Feuer hinter ſich. Der alte Burſche hielt auch nicht eher an, als bis er die Hölle erreicht hatte. Hier verſchloß er ſeinen Raub in eiſerner Kammer hinter ſieben Schlöſſern, dankte dem Donnerſohn für die treffliche Hilfe und leiſtete auf deſſen Seele völlig Verzicht.

Jetzt aber brach über die Welt und die Menſchen ein Unglück herein, welches der Donnerſohn nicht hatte vorausſehen können: die Wolken ſpendeten keinen Tropfen Feuchtigkeit mehr, und alles welkte in der Dürre hin. — „Hab ich leichtſinniger Weiſe dieſes unerwartete Elend über die Leute gebracht, ſo muß ich ſuchen, die Sache, ſoweit möglich, wieder gut zu machen,“ dachte der Donnerſohn und überlegte, wie der Not abzuhelfen ſei. Er zog gen Norden an die finniſche Grenze, wo ein berühmter Zauberer wohnte, entdeckte ihm den Raub und gab auch an, wo das Donnerwerkzeug verſteckt ſei. Da ſagte der Zauberer: „Zunächſt muß dem alten Vater Kunde werden, wo ſein Donnergerät feſtgehalten wird, er findet dann ſelbſt wohl Mittel und Wege, wieder zu ſeinem Eigentum zu gelangen.“ Und er ſchickte dem

Digitized by Google

alten Wolkenvater Botschaft durch den Adler des Nordens. Gleich am folgenden Morgen kam der Donnergott zum Zauberer, um ihm dafür zu danken, daß er die Spur des Diebstahls nachgewiesen hatte. Sodann verwandelte sich der Donnerer in einen Knaben, suchte einen Fischer auf und verdingte sich bei ihm als Sommerarbeiter. Er wußte nämlich, daß der Teufel häufig an den See kam, um Fische zu raffen, und hoffte, ihn dort einmal zu treffen. Wiewohl nun der Knabe Tag und Nacht kein Auge von seinen Netzen verwandte, so verging doch eine Weile, ehe er des Feindes ansichtig wurde. Dem Fischer war es längst aufgefallen, daß oftmals die bei Nacht in den See gelassenen Netze am Morgen leer heraufgezogen wurden, aber er konnte die Ursache nicht erklären. Sein Knabe wußte freilich recht gut, wer der Fischdieb sei, aber er wollte nicht früher sprechen, als bis er seinem Herrn den Dieb auch zeigen könnte.

In einer mondhellen Nacht, als er mit seinem Herrn an den See kam, um nach den Netzen zu sehen, traf es sich, daß der Dieb gerade bei der Arbeit war. Als sie über den Rand ihres Kahnes ins Wasser blickten, sahen sie beide, wie der alte Bursche aus den Maschen des Netzes Fische heraus holte und in seinen Schultersack stopfte. Am nächsten Tage ging der Fischer einen berühmten Zauberer um Hilfe an und bat ihn, den Dieb durch seine Kunst dermaßen an das Netz zu bannen, daß er ohne Willen des Besitzers sich nicht losmachen könne. Das geschah denn auch ganz nach des Fischers Wunsch. Als man am folgenden Tage das Netz aus dem See heraufwand, kam auch der alte Bursche mit an die Oberfläche und wurde ans Ufer gebracht. Hei! wie er da vom Fischer und Fischerknaben durchgegerbt wurde! Und weil er ohne Willen des Zauberers vom Netze nicht loskommen konnte, so mußte er alle Hiebe ruhig hinnehmen. Die Fischer erschlugen ihm wohl ein Fuder Prügelstecken auf dem Leib, ohne hinzusehen, auf welchen Körperteil die Schläge fielen. Des alten Burschen Kopf blutete und war dick aufgeschwollen, die Augäpfel traten aus ihren Höhlen — es war ein gräßlicher Anblick — aber der Fischer und sein Knabe hatten kein Erbarmen mit dem gemarterten Teufel, sondern ruhten nur von Zeit zu Zeit aus, um von neuem drauf los zu dreschen. Als klägliches Bitten nicht half, bot der alte Bursche endlich ein hohes Lösegeld, ja er versprach dem Fischer die Hälfte seiner Habe und noch mehr, wenn der Bann gelöst würde. Der erzürnte Fischer ließ sich aber nicht eher auf den Handel ein, als bis ihm die letzte Kraft aus-

Digitized by Google

ging, so daß er keinen Stock mehr rühren konnte. Endlich kam, nachdem ein Vertrag geschlossen worden, der alte Bursche mit Hilfe des Zauberers vom Netze los, worauf er den Fischer bat, er möge nebst seinem Knaben mit ihm kommen, um das Lösegeld abzuholen. Wer weiß, ob er nicht hoffte, sie noch durch irgend eine List zu betrügen.

Im Höllenhof wurde den Gästen ein prächtiges Fest bereitet, das über eine Woche dauerte und bei dem es an nichts fehlte. Der alte Wirt zeigte den Gästen seine Schatzkammern und geheimnisvollen Geräte, und ließ von seinen Spielleuten dem Fischer die schönsten Weisen aufspielen. Eines Morgens sprach der Knabe heimlich zum Fischer: „Wenn du heute wieder bewirtet und geehrt wirst, so bitte dir aus, daß man das Instrument bringe, das in der Eisenkammer hinter sieben Schlössern liegt.“ Bei Tische, als die Männer schon einen halben Rausch hatten, bat der Fischer, man möge ihm das Instrument aus der geheimen Kammer zeigen. Der Teufel zeigte sich willig, holte das Instrument herbei und fing selbst an darauf zu spielen. Allein obgleich er aus Leibeskräften hineinblies und die Finger an der Röhre auf und ab bewegte, so war der Ton, den er herausbrachte, doch nicht besser als das Geschrei einer Katze, die in den Schwanz gekniffen wird, oder das Gequieke eines Ferkels, das man auf die Wolfsjagd nimmt. Lachend sagte der Fischer: „Quält euch nicht umsonst ab! ich sehe wohl, daß aus euch doch kein Dudelsackbläser mehr wird! Mein Hüterknabe würde es besser machen.“ „Oho!“ rief der Teufel. „Ihr meint vielleicht, das Blasen auf dem Dudelsack sei ungefähr wie das Flöten auf einem Weidenrohr, und haltet es für ein Kinderspiel? Komm, Freundchen, versuch es erst, und wenn du oder dein Hüterknabe etwas wie einen Ton auf dem Instrumente hervorbringen könnt, so will ich nicht länger der Höllenwirt heißen.“ „Da versuchs!“ rief er und reichte das Instrument dem Knaben hin. Der Knabe nahm es, als er aber den Mund an die Röhre setzte und hineinblies, da erbebten die Wände der Hölle, der Teufel und sein Gesinde fielen ohnmächtig hin und lagen wie tot da. Plötzlich stand an Stelle des Knaben der alte Vater Donnerer selbst neben dem Fischer, dankte für geleistete Hilfe und sagte: „Künftig, wenn mein Instrument wieder aus den Wolken ertönt, soll deinen Netzen reiche Gabe beschieden sein.“ Dann trat er eilig die Heimkehr an.

Unterwegs kam ihm der Donnersohn entgegen, fiel auf die Knie, bereute seine Schuld und bat demütig um Verzeihung. Der Vater

Digitized by Google

ſagte: „Oft genug vergeht ſich des Menſchen Leichtſinn gegen die Weisheit des Himmels; dank darum deinem Glück, Söhnchen, daß ich wieder Macht habe, die Spuren des Elends zu vertilgen, das deine Torheit über die Leute gebracht hat.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſich auf einen Stein und blies das Donnerinſtrument, bis die Regenpforten ſich auftaten und die Erde tränkten. Den Donnerſohn nahm der alte Vater als Knecht zu ſich, und da muß er noch heute ſein.

Digitized by Google

Wie eine Königstochter ſieben Jahre geſchlafen hat

Einmal war eines großen Königs Tochter plötzlich geſtorben und Trauer und Wehklagen erfüllte das ganze Land. An dem Tage, wo die Tote eingeſargt werden ſollte, kam aus fernen Landen ein Zauberer in die trauernde Königsſtadt. Er merkte, daß hier etwas Beſonderes vorgefallen ſein müſſe und fragte, was denn die Bewohner ſo ſehr drücke. Als er Auskunft erhalten hatte, begab er ſich in den königlichen Palaſt, nannte ſich einen weiſen Arzt und bat um Zutritt zum König. Schon auf der Schwelle rief er mit ſtarker Stimme: „Die Jungfrau iſt nicht tot, ſondern nur müde, laßt ſie eine Zeitlang ruhen.“ Als der König dieſen Ausſpruch gehört hatte, befahl er dem Fremden, näher zu treten. Der Zauberer aber ſagte: „Die Jungfrau darf nicht zu Grabe gebracht werden. Ich werde einen Glaskaſten machen, darin wollen wir ſie betten und ruhig ſchlafen laſſen, bis die Zeit des Erwachens herankommt.“

Der König war höchlich erfreut über dieſe Rede und verſprach dem Zauberer reichen Lohn, wenn ſeine Verheißung ſich erfüllen würde. Dieſer machte darauf einen großen Glaskaſten, legte ſeidene Kiſſen hinein, bettete die Königstochter darauf, ſchloß den Deckel und ließ den Kaſten in ein großes Gemach tragen, jedoch Wachen vor die Tür ſtellen, damit niemand die Schlafende wecke.

Nachdem dies geſchehen war, ſagte der Zauberer zum König: „Sendet jetzt überall hin und laſſet allen Glasvorrat aufkaufen, dann werde ich einen Ofen bauen, der größer ſein wird als eure Königs-

Digitized by Google

ſtadt, und in ihm wollen wir unſer Glas zu einem Berge zuſammenſchmelzen. Wenn ſechs Jahre verſtrichen ſind und der Lerchenſang den ſiebenten Sommer ankündet, dann ſendet Boten nach allen Richtungen hin und laſſet bekannt machen, daß es jedem jungen Manne erlaubt ſei, ſich als Bewerber um eure Tochter einzufinden. Wer von den Freiern dann, ſei es zu Pferde oder auf ſeinen eigenen Füßen, des Glasberges Gipfel erklimmt, der muß euer Schwiegerſohn werden. Wenn nämlich der auserkorene Mann kommt, was binnen ſieben Jahren geſchehen wird, dann wird eure Tochter aus dem Schlafe erwachen und dem Jünglinge einen goldenen Ring geben. Wer euch dieſen Ring bringt, und wäre es der geringſte eurer Untertanen, ja auch eines Tagelöhners Sohn, dem müßt ihr eure Tochter zur Gemahlin geben, ſonſt wird ſie in ewigen Schlaf verſinken."

Der König verſprach, ſich in allen Stücken nach dieſer Vorſchrift zu richten, und gab ſofort Befehl, in allen angrenzenden Ländern den Glasvorrat anzukaufen. Als das ſechſte Jahr ablief, war ſoviel Glas beiſammen, daß es eine Fläche von einer Meile ſieben Klafter hoch bedeckte.

Inzwiſchen hatte der Zauberer ſeinen Schmelzofen fertig, der ſo hoch war, daß er faſt an die unterſte Wolkenſchicht reichte. Der König gab ihm zweitauſend Arbeiter, die das Glas in den Ofen taten. Hier ſchmolz es, und die Hitze wurde ſo ſtark, daß Sümpfe, Flüſſe und kleine Seen austrockneten, ja ſelbſt in Quellen und tiefen Brunnen eine Abnahme des Waſſers zu bemerken war.

Zu dieſer Zeit wohnte in einer Bauernhütte, die nicht weit von der Königsſtadt liegt, ein alter Mann mit ſeinen drei Söhnen. Die beiden älteren waren geſcheite, gewiegte Burſchen, der jüngſte aber etwas einfältig. Als der Vater erkrankte und ſein Ende herannahen fühlte, ließ er ſeine Söhne vor ſein Lager treten und ſprach folgendermaßen: „Ich fühle, daß mein Heimgang herannaht, deshalb will ich euch meinen letzten Willen kund tun. Ihr, meine lieben älteren Söhne, ſollt gemeinſchaftlich Haus und Acker beſtellen, ſolange ihr nicht beide heiratet. Die Herrſchaft zweier Frauen würde einen Riß ins Hausweſen bringen, denn ein altes wahres Wort ſagt: ‚Wo ſieben unbeweibte Brüder friedlich beieinander leben, da wird es zweien Frauen zu eng, ſie müſſen ſich zauſen.' Tritt aber dieſer Fall ein, ſo ſollt ihr Haus und Felder untereinander teilen. Euer jüngſter Bruder aber, der weder zum Wirt noch zum Knecht taugt, ſoll bei euch Obdach und

Digitized by Google

Nahrung finden, so lange er lebt. Zu diesem Zweck vermache ich euch beiden meinen Geldkasten. Euer jüngster Bruder ist zwar etwas kurz von Verstand, aber er hat ein gutes Herz und wird euch ebenso willig gehorchen, wie er mir gehorcht hat." Die älteren Brüder versprachen mit trockenem Auge und geläufiger Zunge, des Vaters Willen zu erfüllen, der jüngste sprach kein Wort und weinte bitterlich. „Noch eins will ich sagen," fuhr der Vater fort, „wenn ich tot bin und ihr mich begraben habt, so erweiset mir als letzten Liebesdienst, daß jeder von euch eine Nacht an meinem Grabe wacht." Beide älteren Brüder versprachen mit trockenem Auge und geläufiger Zunge, des Vaters Willen zu erfüllen, der jüngste sagte kein Wort und weinte bitterlich. Bald nach dieser Unterredung hatte der Vater seine Augen auf immer geschlossen.

Die beiden älteren Brüder richteten ein großes Gastmahl an und luden viele Gäste ein, damit der tote Vater mit allen Ehren bestattet werde. Sie selbst waren guter Dinge und aßen und tranken wie auf einer Hochzeit, während ihr jüngster Bruder still weinend am Sarge des Vaters stand. Als der Sarg dann weggetragen und ins Grab gesenkt wurde, da war dem jüngsten Sohne zu Mut, als wären nun alle Freuden begraben.

Spät am Abend, als die letzten Gäste fortgegangen waren, fragte der jüngste Bruder, wer die erste Nacht am Grabe des Vaters wachen solle. Die andern sagten: „Wir sind müde von der Besorgung des Begräbnisses, wir können heute Nacht nicht wachen, aber du hast nichts besseres zu tun, also geh du und halte Wache."

Der jüngste Bruder ging ohne ein Wort zu sagen zum Grabe des Vaters, wo alles still war und nur die Grille zirpte. Um nicht einzuschlafen, ging er leisen Schrittes auf und ab. Es mochte um Mitternacht sein, als es wie von einer klagenden Stimme aus dem Grabe tönte:

„Wessen Schritt ist's, der da schüttet
Groben Kiessand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen?"

Der Sohn verstand die Frage und antwortete:

„Das ist ja dein jüngster Knabe
Dessen Schritt ist's, der da schüttet
Groben Kiessand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen."

Digitized by Google

Die Stimme fragte weiter, warum die älteren Brüder nicht zuerſt zur Wache gekommen ſeien, worauf der jüngſte ſie entſchuldigte, ſie hätten, ermüdet von der Beerdigung, heute nicht kommen können.

Wieder hob des Vaters Stimme an: „Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert, darum will ich dir auch deinen Lohn nicht vorenthalten. Es wird bald eine Zeit kommen, wo du dir beſſere Kleider wünſchen wirſt, um in die Geſellſchaft vornehmer Leute kommen zu können. Dann tritt an mein Grab, ſtampf mit deiner linken Ferſe dreimal auf den Grabhügel und ſprich: ‚Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die erſte nächtliche Wacht.‘ Dann wirſt du einen Anzug und ein Pferd erhalten. Aber ſag deinen Brüdern nichts davon.“

Mit Tagesanbruch ging der Jüngſte heim, frühſtückte etwas, um ſich zu ſtärken, und legte ſich dann nieder, um zu ruhen.

Als am Abend die Zeit herankam, fragte er bei den Brüdern an, wer von ihnen die Nacht am Grabe des Vaters wachen werde. Die Brüder antworteten ſpöttiſch: „Nun, es wird wohl niemand kommen, um den Vater aus dem Grabe zu ſtehlen. Wenn du aber Luſt haſt, ſo kannſt du ja auch dieſe Nacht dort wachen. Doch mit all deinem Wachen wirſt du den Vater nicht wieder ins Leben zurückrufen.“ Der jüngſte Bruder wurde über dieſe liebloſe Rede noch betrübter und verließ mit Tränen in den Augen die Hütte.

Auf dem Grabe des Vaters war alles ruhig, wie geſtern Nacht, nur die Grille zirpte im Graſe. Damit er nicht einſchliefe, ging er leiſen Schrittes auf und ab. Es mochte wohl Mitternacht ſein, die Hähne hatten ſchon zweimal gekräht, als eine klagende Stimme aus dem Grabe ſich vernehmen ließ:

„Weſſen Schritt iſt's, der da ſchüttet
Groben Kiesſand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen?“

Der Sohn verſtand die Frage und erwiderte:

„Das iſt ja dein jüngſter Knabe,
Deſſen Schritt iſt's, der da ſchüttet,
Groben Kiesſand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen.“

Die Stimme fragte weiter, warum keiner der älteren Brüder gekommen ſei, und der jüngſte entſchuldigte ſie, ſie ſeien von dem Tagwerk zu ermüdet, um zu wachen.

Digitized by Google

Wieder hob des Vaters Stimme an: „Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert, darum werd ich dir deinen Lohn auch nicht vorenthalten. Bald wird eine Zeit kommen, wo du dir einen noch beſſeren Anzug wünſchen wirſt, als den, welchen du dir geſtern verdient haſt. Dann tritt nur dreiſt an mein Grab, ſtampf mit deiner linken Ferſe dreimal auf den Grabhügel und ſprich: ‚Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die zweite nächtliche Wacht!‘ Sofort wirſt du einen prächtigeren Anzug und ein ſchöneres Pferd erhalten, ſo daß die Leute ihre Augen nicht von dir wegwenden mögen. Aber ſag deinen Brüdern nichts davon.“

Mit Tagesanbruch ging er von der Grabeswacht nach Hauſe, fand die beiden älteren Brüder noch ſchlafend, frühſtückte etwas, um ſich zu ſtärken, ſtreckte ſich dann auf die Ofenbank hin und ſchlief, bis die Sonne ſchon etwas über Mittag ſtand.

Als am Abend die Zeit wieder herannahte, fragte er die Brüder, wer von ihnen die Nacht am Grabe des Vaters wachen würde? Sie lachten und ſagten: „Wer die wohlfeile Arbeit zwei Nächte getan hat, der kann ſie auch die dritte Nacht tun. Der Vater wird aus ſeinem Grabe nicht davonlaufen, und noch weniger werden die Leute kommen, ihn zu ſtehlen. Wäre er noch bei vollem Verſtande geweſen, ſo hätte er einen ſolchen Wunſch nicht geäußert. Der jüngſte Bruder war ſehr betrübt über ihre liebloſe Rede und ging wieder mit tränenden Augen davon.

Auf dem Grabe des Vaters war alles ſtill, wie die beiden Nächte zuvor, nur die Grille zirpte im Graſe, und die Schnepfe meckerte unter hohem Himmel. Um nicht einzuſchlafen, ging der Grabeswächter mit leiſen Schritten auf und ab. Es mochte Mitternacht ſein, die Hähne hatten ſchon zweimal gekräht, da rief wieder die klagende Stimme aus dem Grabe:

„Weſſen Schritt iſt's, der da ſchüttet
Groben Kiesſand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen?“

Der Sohn verſtand die Frage und erwiderte:

„Das iſt ja dein jüngſter Knabe,
Deſſen Schritt iſt's, der da ſchüttet
Groben Kiesſand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen.“

Digitized by Google

Die Stimme fragte wieder, weswegen die älteren Brüder nicht gekommen ſeien, und erhielt dieſelbe Antwort wie geſtern.

Aber des Vaters Stimme hob wieder an: „Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert, ich will dir den deinigen nicht vorenthalten. Bald wird eine Zeit kommen, wo du an dir ſelbſt erfahren wirſt, daß der Menſch, je mehr er hat, deſto mehr begehrt. Einem guten Sohne aber, der ſeinem Vater auch nach dem Tode noch Liebe erwies, müſſen alle Wünſche erfüllt werden. Zwar wollte ich meine verborgenen Schätze unter deine Brüder teilen, jetzt biſt du jedoch mein einziger Erbe. Wenn dir deine prächtigen Kleider und Pferde, die ich dir für die erſte und zweite nächtliche Wacht zum Lohne verſprach, nicht mehr gefallen, ſo tritt dreiſt an mein Grab, ſtampf mit deiner linken Ferſe dreimal auf den Grabhügel und ſprich: ‚Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die dritte nächtliche Wacht!‘ und augenblicklich wirſt du die allerprächtigſten Kleider und die allerkoſtbarſten Pferde erhalten. Alle Welt wird mit Bewunderung auf dich blicken, deine älteren Brüder werden dich beneiden und ein großer König wird dich zum Schwiegerſohn wählen. Aber ſag deinen Brüdern nichts davon.“

Mit Tagesanbruch ging der Grabeswächter nach Hauſe und dachte bei ſich ſelbſt: ſo eine Zeit wird für dich Armen wohl niemals kommen. Als er dann ein wenig gefrühſtückt hatte, um ſich zu ſtärken, ſtreckte er ſich auf die Ofenbank, ſchlief ein und erwachte erſt, als die Sonne ſchon in den Wipfeln des Waldes ſtand.

Während er ſchlief, ſprechen die älteren Brüder untereinander: „Dieſer Nachtwacher und Tagſchläfer wird uns nie zu was nützen, wozu füttern wir ihn? Wir täten beſſer, das Futter einem Schweine zu geben, das wir zu Weihnachten ſchlachten können.“ Der älteſte Bruder ſetzte hinzu: „Werfen wir ihn aus dem Hauſe, er kann vor fremder Leute Türen ſein Brot betteln!“ Da meinte aber der andere, das würde doch nicht gut angehen und ihnen ſelber Schande bringen, wenn ſie, als wohlhabende Leute, den Bruder betteln gehen ließen. „Lieber wollen wir ihm die Broſamen von unſerem Tiſche hinwerfen, ſatt ſoll er nicht dabei werden, aber auch nicht Hungers ſterben.“

Inzwiſchen hatte der Zauberer ſeinen Glasberg fertig geſchmolzen und der König hatte überall bekannt machen laſſen, daß jeder junge Mann kommen dürfe, ſich um ſeine Tochter zu bewerben, daß aber nur demjenigen die Jungfrau ihre Hand reichen werde, der zu Pferde oder auf eigenen Füßen den Gipfel des Glasberges erklimmen könne.

Digitized by Google

Der König ließ nun ein großes Gelage anrichten für alle die Gäste, die sich einfinden würden. Das Gelage sollte drei Tage währen. Für jeden Tag wurden hundert Ochsen und siebenhundert Schweine geschlachtet, und fünfhundert Fässer Bier gebraut. Die aufgestapelten Würste ragten gleich Wänden, die Hefenbrote und Kuchen bildeten Haufen, so hoch wie die größten Heuschober.

Die schlafende Königstochter wurde in ihrem Glaskasten auf den Gipfel des Glasberges getragen. Von allen Seiten strömten Fremde herbei, teils um das Wagestück zu versuchen, teils um das Wunder mit anzusehen. Der glänzende Berg strahlte wie eine zweite Sonne, so daß man ihn schon viele Meilen weit aus der Ferne erblickte.

Die beiden älteren Brüder hatten sich Festkleider machen lassen und gingen auch zum Gastmahl. Der jüngste mußte zu Hause bleiben, damit er in seinem elenden Aufzug den schmucken Brüdern keine Schande mache. Aber kaum hatten sich die älteren Brüder auf den Weg gemacht, so ging der jüngste an des Vaters Grab, tat wie die Stimme ihn gelehrt hatte und sprach: „Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die erste nächtliche Wacht!" — In dem nämlichen Augenblick stand ein ehernes Roß da mit ehernem Zaum, und auf dem Sattel lag die schönste glänzendste Rüstung, vollständig vom Scheitel bis zur Sohle, und alles paßte so gut, als wär es auf seinen Leib gemacht.

Um Mittag kam der eherne Mann auf seinem ehernen Pferd an den Glasberg, wo Hunderte und Tausende standen, aber kein einziger war imstande, auch nur einige Schritte den glatten Berg hinauf zu kommen. Der eherne Reiter drängte sich durch die Menge, ritt ein Drittel des Berges hinauf, als wäre es geschwendetes Land, kehrte dann um, grüßte den König und verschwand wieder. Manche Zuschauer wollten bemerkt haben, daß die schlafende Königstochter ihre Hand regte, als der eherne Mann hinauftritt.

Beide Brüder konnten am Abend nicht genug von der wunderbaren Tat des ehernen Mannes und seines ehernen Pferdes erzählen. Der jüngste Bruder hörte ihre Reden schweigend an, ließ sich aber nicht merken, daß er selber der Mann gewesen war.

Am andern Morgen gingen die Brüder mit Sonnenaufgang wieder fort, um die Gasterei nicht zu versäumen. Die Sonne stand im Südost, als der jüngste Bruder an das Grab des Vaters kam. Er tat nach der Vorschrift und sagte: „Lieber Vater, ich bitte um

Digitized by Google

meinen Lohn für die zweite nächtliche Wacht!" In dem nämlichen Augenblick ſtand ein ſilbernes Pferd da mit ſilbernem Zaum und Sattel, und auf dem Sattel lag die prächtigſte, glänzendſte ſilberne Rüſtung, vollſtändig vom Scheitel bis zur Sohle, und alles paßte ſo gut, als wär es auf ſeinen Leib gemacht.

Am Mittag kam der ſilberne Mann mit ſeinem Silberpferd an den Glasberg, wo Hunderte und Tauſende ſtanden, aber kein einziger war imſtande, auch nur einige Schritte auf den glatten Berg hinaufzukommen. Der ſilberne Reiter drängte ſich durch die Menge, ritt ein gut Stück über die Hälfte den Glasberg hinauf, der für die Hufe ſeines Pferdes wie geſchwendetes Land zu ſein ſchien, kehrte um, grüßte den König und war gleich darauf verſchwunden. Heute hatten die Leute deutlich geſehen, daß die ſchlafende Königstochter bei der Annäherung des ſilbernen Mannes ihren Kopf bewegt hätte.

Die Brüder waren am Abend nach Hauſe gekommen und konnten nicht genug Rühmens machen von des ſilbernen Mannes und ſeines Silberpferdes wunderbarer Tat, meinten aber doch zuletzt, es könne kein wirklicher Menſch ſein, ſondern alles ſei nur ein Zauberblendwerk. Der jüngſte Bruder hörte ihren Reden ſtill zu, ließ ſich aber davon nichts merken, daß er ſelber der Mann geweſen war.

Am andern Morgen waren beide älteren Brüder mit Tagesanbruch wieder fortgegangen. An dieſem Tage hatte ſich noch mehr Volk verſammelt, weil heute die ſieben Tage und die ſieben Jahre um waren, nach deren Ablauf die Königstochter aus ihrem langen Schlaf erwachen ſollte. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als der jüngſte Bruder an des Vaters Grab ging. Er tat nach der Vorſchrift und ſprach: „Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die dritte nächtliche Wacht!" In demſelben Augenblicke ſtand ein goldenes Pferd da mit goldenem Zaum und Sattel, und auf dem Sattel lag die ſchönſte goldene Rüſtung, vollſtändig vom Scheitel bis zur Sohle, und alles paßte ſo gut, als wär es auf ſeinen Leib gemacht.

Um Mittag kam der goldene Mann mit ſeinem Goldpferd an den Glasberg, wo Hunderte und Tauſende ſtanden, doch kein einziger war imſtande, auch nur einige Schritte auf den Glasberg hinaufzukommen. Weder der eherne Reiter noch der ſilberne hatte Spuren auf dem Berge zurückgelaſſen, der glatt geblieben war wie zuvor. Der goldene Reiter drängte ſich durch die Menge, ritt den Berg hinauf bis zum Gipfel, und der Berg ſchien für die Hufe ſeines Pferdes

Digitized by Google

wie geſchwendetes Land zu ſein. Als er oben angekommen war, ſprang der Deckel des Kaſtens von ſelber auf, die ſchlafende Königstochter richtete ſich empor, zog einen goldenen Ring von ihrem Finger und gab ihn dem goldenen Reiter. Dieſer aber hob die Jungfrau auf ſein Goldpferd und ritt mit ihr langſam den Berg hinunter. Dann legte er ſie in des Königs Arme, grüßte anmutig und war im nächſten Augenblick verſchwunden, als wär er in die Erde geſunken.

Des Königs Freude könnt ihr euch leicht vorſtellen. Am andern Tage hatte er, dem Rat des weiſen Mannes zufolge, überall bekannt machen laſſen, daß der, welcher der Prinzeſſin goldenen Ring zurückbringen würde, ſein Schwiegerſohn werden ſolle. Von den Gäſten waren die meiſten zur Nacht dageblieben, um zu ſehen, wie die Sache ablaufen werde. Auch die älteren Brüder waren darunter und ließen ſich die Bewirtung trefflich munden. Aber ihr Erſtaunen war nicht gering, als ſie ſahen, wie ein ſchlecht gekleideter Mann, in dem ſie bald ihren verſchmähten Bruder erkannten, an den König herantrat. Dieſer Bettler trug in der Tat den Ring der Königstochter an ſeiner Hand. Da bereute der König ſeine Zuſage, denn ſo etwas hatte er nicht ahnen können.

Aber der Zauberer ſagte zum Könige: „Der Jüngling, den ihr ſeines ſchlechten Aufzuges wegen für einen Bettler haltet, iſt der Sohn eines mächtigen Königs, deſſen Land weit entfernt liegt. Er wurde drei Tage nach ſeiner Geburt von einer böſen Frau mit einem Bauernſohne vertauſcht. Dieſer ſtarb jedoch ſchon im erſten Monat, während der geſtohlene Königsſohn in einer Bauernhütte aufwuchs und ſeinem vermeintlichen Vater immer gehorſam war.“

Der König war mit dieſer Auskunft zufrieden, und ließ einen großen Hochzeitsſchmaus anrichten, der vier Wochen dauerte. Später vererbte er alle ſeine Reiche auf ſeinen Schwiegerſohn. Sobald dieſer nun die Bauernkleider abgelegt hatte, benahm er ſich gar nicht mehr einfältig, ſondern ſeinem Stande gemäß und als kluger Herr. Seine Einfalt war ihm ja nicht angeboren, ſondern das böſe Weib hatte ſie ihm angetan. Sonntags zeigte er ſich dem Volke in ſeiner Goldrüſtung auf ſeinem goldenen Roß. Seine vermeintlichen Brüder aber waren vor Neid und Wut geſtorben.

Digitized by Google

Der Nordlandsdrache

Vormals lebte, der Erzählung alter Leute zufolge, ein greuliches Untier, das aus Nordland gekommen war, ſchon große Landſtriche von Menſchen und Tieren entblößt hatte und allmählich, wenn niemand Abhilfe gebracht hätte, alles Lebendige vom Erdboden vertilgt haben würde.

Es hatte einen Leib wie ein Ochs und Beine wie ein Froſch, nämlich zwei kurze vorn und zwei lange hinten, ferner einen ſchlangenartigen, zehn Klafter langen Schweif; es bewegte ſich wie ein Froſch, legte aber mit jedem Sprunge eine halbe Meile zurück. Zum Glück blieb es an dem Orte, wo es ſich einmal niedergelaſſen hatte, mehrere Jahre und zog nicht eher weiter, als bis die ganze Umgegend kahl gefreſſen war. Der Leib war über und über mit Schuppen bedeckt, die feſter waren als Stein und Erz, ſo daß nichts ihn beſchädigen konnte. Die beiden großen Augen funkelten bei Nacht und bei Tage wie die hellſten Kerzen, und wer einmal das Unglück hatte, in ihren Glanz hineinzublicken, der war wie bezaubert und mußte dem Ungeheuer von ſelbſt in den Rachen laufen. So kam es, daß ſich ihm Tiere und Menſchen ſelber zum Fraße lieferten, ohne daß es ſich von der Stelle zu rühren brauchte.

Die Könige der Umgegend hatten demjenigen überaus großen Lohn verſprochen, der durch Zauber oder durch andere Gewalt das Ungeheuer vertilgen könnte, und viele hatten ſchon ihr Heil verſucht, aber ihre Unternehmungen waren alle geſcheitert. So wurde einſt ein großer Wald, in dem das Ungeheuer hauſte, in Brand geſteckt. Der Wald brannte

Digitized by Google

nieder, aber dem ſchändlichen Tiere konnte das Feuer nicht das geringſte anhaben. Allerdings ſagten Überlieferungen, die im Munde alter Leute waren, daß niemand auf andere Weiſe des Ungeheuers Herr werden könne, als durch des Königs Salomo Siegelring, auf dieſem ſei eine Geheimſchrift eingegraben, aus der man erfahre, wie das Untier umgebracht werden könne. Allein niemand wiſſe zu melden, wo jetzt der Ring verborgen ſei, und ebenſowenig ſei ein Zauberer zu finden, der die Schrift deuten könne.

Endlich entſchloß ſich ein junger Mann, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hatte, auf gut Glück den Spuren des Ringes nachzuforſchen. Er ſchlug den Weg gen Morgen ein, wo vornehmlich die Weisheit der Vorzeit zu finden iſt. Erſt nach einigen Jahren traf er mit einem berühmten Zauberer des Oſtens zuſammen und fragte ihn um Rat. Der Zauberer erwiderte: „Das bischen Klugheit der Menſchen kann dir hier nichts helfen, aber Gottes Vögel unter dem Himmel werden dir die beſten Führer ſein, wenn du ihre Sprache erlernen willſt. Ich kann dir dazu verhelfen, wenn du einige Tage bei mir bleiben willſt.“ Der Jüngling nahm das Anerbieten mit Dank an und ſagte: „Für jetzt bin ich freilich nicht imſtande, dich für deine Wohltat zu beſchenken, fällt aber mein Unternehmen glücklich aus, ſo werde ich dir deine Mühe reichlich vergelten.“ Nun kochte der Zauberer aus neunerlei Kräutern, die er heimlich bei Mondenſchein geſammelt hatte, einen kräftigen Trank und gab davon dem Jüngling drei Tage hintereinander neun Löffel täglich zu trinken; ſo lernte dieſer die Vogelſprache verſtehen. Beim Abſchied ſagte der Zauberer: „Sollteſt du das Glück haben, Salomonis Ring zu entdecken und deſſen habhaft zu werden, ſo komm zu mir zurück, damit ich dir die Schrift auf dem Ringe deute, denn es lebt jetzt außer mir keiner, der das vermöchte.“

Schon am nächſten Tage fand der Jüngling die Welt wie verwandelt, er ging nirgends mehr allein, ſondern hatte überall Geſellſchaft, weil er die Vogelſprache verſtand, durch die ihm vieles offenbar wurde, was menſchliche Einſicht ihn nicht hätte lehren können. Aber geraume Zeit verfloß, ohne daß er von dem Ring etwas gehört hatte. Da geſchah es eines Abends, als er vom Gang und der Hitze ermüdet, ſich zeitig im Walde unter einem Baume niedergelaſſen hatte, um ſein Abendbrot zu eſſen, daß auf hohem Wipfel zwei buntgefiederte fremde Vögel ein Geſpräch miteinander führten, das ihn betraf.

Digitized by Google

Der erste Vogel sagte: „Ich kenne den windigen Herumtreiber unter dem Baume da, der schon so lange wandert, ohne die Spur zu finden. Er sucht den verlorenen Ring des Königs Salomo.“ Der andere Vogel erwiderte: „Ich glaube, er müßte bei der Höllenjungfrau Hilfe suchen, die wäre gewiß imstande, ihm auf die Spur zu helfen. Wenn sie den Ring auch nicht selbst hat, so weiß sie doch ganz genau, wer das Kleinod jetzt besitzt.“ Der erste Vogel meinte: „Das wäre schon recht, aber wo soll er die Höllenjungfrau auffinden, die nirgends eine bleibende Stätte hat, sondern heute hier und morgen dort wohnt; ebenso gut könnte er die Luft festhalten.“ Der andere Vogel erwiderte: „Ihren gegenwärtigen Aufenthalt weiß ich zwar nicht, aber heute binnen drei Tagen kommt sie zur Quelle, ihr Gesicht zu waschen, wie sie jeden Monat in der Nacht des Vollmondes tut, damit die Schönheit nie von ihren Wangen schwinde und die Runzeln des Alters ihr Antlitz nicht zusammenziehn.“ Der erste Vogel sagte: „Nun, die Quelle ist nicht weit von hier, wollen wir des Spaßes halber ihr Treiben mit ansehn?“ „Meinethalben, wenn du willst,“ gab der andere Vogel zur Antwort. — Der Jüngling war gleich entschlossen, den Vögeln zu folgen und die Quelle aufzusuchen, doch machte ihn zweierlei besorgt, erstens, daß er die Zeit verschlafen könne, wo die Vögel aufbrächen, und zweitens, daß er keine Flügel hatte, um dicht hinter ihnen zu bleiben. Er war zu sehr ermüdet, um die ganze Nacht wach zu bleiben, die Augen fielen ihm zu. Aber die Sorge ließ ihn doch nicht ruhig schlafen, er wachte öfter auf, um den Aufbruch der Vögel nicht zu verpassen. Darum freute er sich sehr, als er bei Sonnenaufgang zum Wipfel hinaufblickte und die buntgefiederten Gesellen noch sah, wie sie unbeweglich saßen, mit den Schnäbeln unter den Federn. Er verzehrte sein Frühstück und wartete dann, daß die Vögel aufbrechen sollten. Aber sie schienen diesen Morgen nirgends hin zu wollen, sie flatterten, wie zur Kurzweil, oder um Nahrung zu suchen, von einem Wipfel zum andern und trieben das fort bis zum Abend, wo sie sich an der alten Stelle zur Ruhe begaben. Ebenso ging es noch den folgenden Tag. Erst am Morgen des dritten Tages sagte der eine Vogel zum andern: „Heute müssen wir zur Quelle, um zu sehen, wie sich die Höllenjungfrau ihr Antlitz wäscht.“ Bis Mittag blieben sie noch, dann flogen sie davon und nahmen ihren Weg gerade gen Süden. Dem Jüngling klopfte das Herz vor Furcht, seine Führer aus dem Gesicht zu verlieren. Aber die Vögel waren nicht weiter geflogen, als

Digitized by Google

sein Blick reichte und hatten sich dann auf einem Baumwipfel niedergelassen. Der Jüngling rannte ihnen nach, daß seine Haut dampfte und ihm der Atem zu stocken drohte. Nach dreimaligem Ausruhen kamen die Vögel auf eine kleine Fläche, an deren Rand sie sich auf einem hohen Baumwipfel niederließen. Als der Jüngling nach ihnen dort anlangte, gewahrte er mitten in der Fläche eine Quelle; er setzte sich nun unter denselben Baum, auf dessen Wipfel die Vögel sich aufhielten. Dann spitzte er seine Ohren, um zu vernehmen, was die Buntgefiederten miteinander redeten.

„Die Sonne ist noch nicht unter," sagte der eine Vogel, „wir müssen noch eine Weile warten, bis der Mond aufgeht und die Jungfrau zur Quelle kommt. Wollen doch sehen, ob sie den Jüngling unter dem Baume bemerkt?" Der andere Vogel erwiderte: „Ihrem Auge entgeht wohl nichts, was nach einem jungen Manne riecht. Sollte der Jüngling verschlagen genug sein, um nicht in ihr Garn zu gehen?" Worauf der erste Vogel sagte: „Wir werden ja sehen, wie sie miteinander fertig werden."

Der Abend war schon vorgerückt, der Vollmond stand schon hoch über dem Walde, da hörte der Jüngling ein leises Geräusch. Nach einigen Augenblicken trat aus dem Walde ein Mädchen hervor und schritt flüchtigen Fußes, so daß ihre Sohlen den Boden nicht zu berühren schienen, über den Rasen zur Quelle. Der Jüngling mußte sich gestehen, daß er in seinem Leben noch kein schöneres Weib gesehen habe, und mochte kein Auge mehr von der Jungfrau verwenden.

Diese ging, ohne seiner zu achten, zur Quelle, hob die Augen zum Monde empor, fiel auf die Knie, tauchte neunmal ihr Antlitz in die Quelle, blickte jedesmal den Mond an und rief: „Vollwangig und hell, wie du jetzt bist, möge auch meine Schönheit blühen unvergänglich!" Dann ging sie neunmal um die Quelle und sang nach jedem Gange:

„Nicht der Jungfrau Antlitz welke,
Nie der Wangen Rot erbleiche,
Ob der Mond auch wieder schwinde,
Möge ich doch immer wachsen,
Mir das Glück stets neu erblühen!"

Darauf trocknete sie sich mit ihren langen Haaren das Gesicht ab und wollte von dannen gehen, als ihre Augen plötzlich auf die

Digitized by Google

Stelle fielen, wo der Jüngling unter dem Baume saß. Sogleich wandte sie ihre Schritte dahin. Der junge Mann erhob sich und blieb in Erwartung stehen. Das schöne Mädchen kam näher und sagte: „Eigentlich müßtest du einer schweren Strafe verfallen, weil du der Jungfrau heimliches Tun im Mondschein belauscht hast, aber da du fremd bist und zufällig herkamst, so will ich dir verzeihen. Doch mußt du mir wahrheitsgetreu bekennen, woher du bist und wie du hierher kamst, wohin bisher noch kein Sterblicher seinen Fuß gesetzt hat?" Der Jüngling antwortete: „Vergebt, teure Jungfrau, wenn ich ohne Wissen und Willen gegen euch gefehlt habe. Da ich nach langer Wanderung hierher geriet, fand ich den schönen Platz unter dem Baume, und wollte da mein Nachtlager nehmen. Eure Ankunft ließ mich zögern, so blieb ich sitzen, weil ich glaubte, daß stilles Schauen euch nicht nachteilig werden könne." Die Jungfrau versetzte liebreich: „Komm zur Nacht zu uns! Auf Kissen ruht es sich besser als hier auf kühlem Moose!" Der Jüngling stand ein Weilchen zweifelnd und wußte nicht, was er tun solle, ob das freundliche Anerbieten annehmen oder zurückweisen. Da sprach auf dem Baumwipfel ein Vogel zum andern: „Er wäre ein Tor, wenn er sich das Anerbieten nicht gefallen ließe." Die Jungfrau, die der Vogelsprache wohl nicht kundig war, sagte mit freundlicher Mahnung: „Fürchte nichts, mein Freund! ich lade dich nicht in böser Absicht ein, ich wünsche dir von ganzem Herzen Gutes!" Die Vögel sagten hinterdrein: „Geh, wohin man dich ruft, aber hüt dich, Blut zu geben, um deine Seele nicht zu verkaufen."

Nun ging der Jüngling mit ihr. Nicht weit von der Quelle kamen sie in einen schönen Garten, wo ein prächtiges Wohnhaus stand, das im Mondschein schimmerte, als wären Dach und Wände aus Gold und Silber gegossen. Als der Jüngling hineintrat, fand er viele prachtvolle Gemächer, eins immer schöner als das andere; viele hundert Kerzen brannten auf goldenen Leuchtern und verbreiteten überall eine Helligkeit wie die des Tages. Darauf gelangten sie in ein Gemach, wo eine mit köstlichen Speisen besetzte Tafel sich befand. An der Tafel standen zwei Stühle, der eine von Silber, der andere von Gold. Die Jungfrau ließ sich auf den goldenen Stuhl nieder und bat den Jüngling, sich auf den silbernen zu setzen. Weißgekleidete Mädchen trugen die Speisen auf und räumten sie wieder ab, wobei aber kein Wort gesprochen wurde, auch traten die Mädchen so leise auf, als gingen sie

Digitized by Google

auf Katzenpfoten. Nach Tiſch, als der Jüngling mit der königlichen Jungfrau allein geblieben war, wurden Geſpräche geführt, bis endlich ein Frauenzimmer in roter Kleidung erſchien, um zu erinnern, daß es Zeit ſei, ſich ſchlafen zu legen.

Da führte die Jungfrau den Jüngling in eine andere Kammer, wo ein ſeidenes Bett mit Daunenkiſſen ſtand; ſie wies es ihm und entfernte ſich. Der Jüngling meinte bei lebendigem Leibe im Himmel zu ſein, auf Erden ſei ſolch ein Leben nicht zu finden. Nur darüber wußte er ſpäter keine Rechenſchaft zu geben, ob ihn Träume getäuſcht, oder ob er wirklich Stimmen an ſeinem Bette vernommen hätte, die ihm ein Wort zuriefen, das ſein Herz erſchreckte: „Gib kein Blut!“

Am andern Morgen fragte ihn die Jungfrau, ob er nicht Luſt habe, hier zu bleiben, wo die ganze Woche aus lauter Feiertagen beſtehe. Und als der Jüngling auf die Frage nicht gleich Antwort gab, ſetzte ſie hinzu: „Ich bin, wie du ſelbſt ſiehſt, jung und ſchön, und ich ſtehe unter niemands Botmäßigkeit, ſondern kann tun, was mir beliebt. Bisher iſt es mir noch nie in den Sinn gekommen zu heiraten, aber von dem Augenblick an, wo ich dich erblickte, ſtiegen mir plötzlich andere Gedanken auf, denn du gefällſt mir. Sollten nun unſere Gedanken übereinſtimmen, ſo könnte ein Paar aus uns werden. Hab und Gut beſitz ich unendlich viel und ſo kann ich Tag für Tag königlich leben. Was dein Herz nur begehrt, kann ich dir gewähren.“ Wohl drohte die Schmeichelrede des ſchönen Mädchens des Jünglings Sinn zu verwirren, aber zu ſeinem Glücke fiel ihm ein, daß die Vögel ſie die Höllenjungfrau genannt und ihn gewarnt hatten, daß er ihr Blut gebe, und daß er auch in der Nacht, ſei es träumend oder wachend, dieſelbe Warnung vernommen habe. Darum erwiderte er: „Teure Jungfrau, verargt es mir nicht, wenn ich euch aufrichtig ſage, daß man das Freien nicht abmachen kann wie einen Roßkauf, ſondern daß es dazu längerer Überlegung bedarf. Vergönnt mir deshalb einige Tage Bedenkzeit, dann wollen wir uns darüber verſtändigen.“ „Warum nicht, erwiderte das ſchöne Mädchen, „meinethalben kannſt du dich einige Wochen bedenken und mit deinem Herzen zu Rate gehen.“

Damit nun dem Jüngling inzwiſchen die Zeit nicht lang würde, führte ihn die Jungfrau von einer Stelle ihres prächtigen Hauſes zur andern und zeigte ihm all die reichen Schatzkammern und Truhen, die ſein Herz erweichen ſollten. All dieſe Schätze waren aber durch Zauberei entſtanden, denn die Jungfrau konnte mit Hilfe des Salo-

Digitized by Google

monischen Siegelrings alle Tage und an jedem Ort eine solche Wohnung nebst allem Zubehör hervorbringen, aber das alles hatte keine Dauer: es war vom Winde hergeweht und ging auch wieder in den Wind, ohne eine Spur zurückzulassen. Da der Jüngling das aber nicht wußte, so hielt er das Blendwerk für Wirklichkeit. Eines Tages führte ihn die Jungfrau in eine verborgene Kammer, wo auf einem silbernen Tisch ein goldenes Schächtelchen stand. Auf das Schächtelchen zeigend sagte sie: „Hier steht mein teuerster Schatz, dessen Gleichen auf der ganzen Welt nicht zu finden ist, es ist ein kostbarer goldener Ring. Wenn du mich freien solltest, so würde ich dir diesen Ring zum Mahlschatz geben, und er würde dich zum glücklichsten aller Menschen machen. Damit aber das Band unserer Liebe ewige Dauer erhält, mußt du mir dann für den Ring drei Tropfen Blut von dem kleinen Finger deiner linken Hand geben."

Als der Jüngling diese Rede hörte, überlief es ihn kalt; daß sie sich Blut ausbedang, erinnerte ihn daran, daß er seine Seele aufs Spiel setze. Er war aber schlau genug, sich nichts merken zu lassen und auch keine Einwendung zu machen, vielmehr fragte er, was es für eine Bewandtnis mit dem Ringe habe. Die Jungfrau erwiderte: „Kein Lebender ist bis jetzt imstande gewesen, die Kraft dieses Ringes ganz zu ergründen, weil keiner dessen geheime Zeichen vollständig zu deuten wußte. Aber schon mit dem halben Verständnis vermag ich Wunder zu verrichten, die mir kein anderes Wesen nachmachen kann. Steck ich den Ring auf den kleinen Finger meiner linken Hand, so kann ich mich wie ein Vogel in die Luft schwingen und hinfliegen, wohin ich will. Steck ich den Ring auf den Ringfinger meiner linken Hand, so bin ich sogleich für alle unsichtbar, mich selbst und alles, was mich umgibt, sehe ich, aber die andern sehen mich nicht. Steck ich den Ring an den Mittelfinger meiner linken Hand, dann kann mir kein scharfes Werkzeug, noch Wasser und Feuer etwas anhaben. Steck ich den Ring an den Zeigefinger meiner linken Hand, dann kann ich mir mit seiner Hilfe alle Dinge schaffen, die ich begehre. Ich kann in einem Augenblick Häuser aufbauen und sonstige Gegenstände hervorbringen. So lange endlich der Ring am Daumen der linken Hand sitzt, ist die Hand so stark, daß sie Felsen und Mauern brechen kann. Außerdem trägt der Ring noch andere geheime Zeichen, die bis heute noch niemand zu deuten wußte. Doch enthalten sie gewiß noch viele wichtigen Geheimnisse. Der Ring war vor alters

Digitized by Google

Eigentum des Königs Salomo, des weiſeſten der Könige, unter deſſen Regierung die weiſeſten Männer lebten. Doch iſt es bis auf den heutigen Tag nicht kund geworden, ob der Ring durch göttliche Kraft oder durch Menſchenhände entſtanden iſt. Es wird behauptet, daß ein Engel dem weiſen König den Ring geſchenkt habe." Als der Jüngling die Schöne ſo reden hörte, war ſein erſter Gedanke, ſich des Ringes durch Liſt zu bemächtigen, er tat deshalb, als ob er das Gehörte durchaus nicht für wahr halten könne. So hoffte er die Jungfrau zu bewegen, daß ſie den Ring aus dem Schächtelchen nehme und ihm zeige — wobei er dann vielleicht Gelegenheit fände, ſich des Wunderringes zu bemächtigen. Er wagte aber nicht, die Jungfrau geradezu darum zu bitten, daß ſie ihm den Ring zeige. Er umſchmeichelte ſie und geberdete ſich zärtlich, aber ſein Herz ſann nur darauf, in den Beſitz des Ringes zu gelangen. Schon nahm die Jungfrau den Schlüſſel zum Käſtchen aus dem Buſen, um es aufzuſchließen, aber ſie ſteckte ihn wieder zu ſich und ſagte: „Dazu haben wir künftig noch Zeit genug." Ein paar Tage darauf kam die Rede wieder auf den Wunderring, und der Jüngling ſagte: „Nach meinem Dafürhalten ſind ſolche Dinge, wie ihr ſie mir von der Kraft eures Ringes erzählt, ſchlechterdings nicht möglich." Da öffnete die Jungfrau das Schächtelchen und nahm den Ring heraus, der zwiſchen ihren Fingern blitzte wie der hellſte Sonnenſtrahl. Dann ſteckte ſie ihn zum Spaße an den Mittelfinger ihrer linken Hand und ſagte dem Jüngling, er ſolle ein Meſſer nehmen und auf ſie losſtechen wohin er wolle, denn es könne ihr doch nicht ſchaden. Der Jüngling ſträubte ſich gegen dies bedenkliche Beginnen, als aber die Jungfrau nicht abließ, mußte er ſich fügen. Obwohl er nun, anfangs mehr ſpielend, dann aber ernſthaft auf alle Weiſe die Jungfrau mit dem Meſſer zu treffen ſuchte, ſo war es doch, als ob eine unſichtbare Wand von Eiſen zwiſchen beiden ſtünde. Die Schneide konnte nicht eindringen und die Jungfrau ſtand lachend und unbewegt vor ihm. Darauf ſteckte ſie den Ring an ihren Ringfinger und war im Nu den Blicken des Jünglings entſchwunden, ſo daß dieſer durchaus nicht begreifen konnte, wohin ſie gekommen war. Bald ſtand ſie wieder lachend vor ihm auf der alten Stelle, den Ring zwiſchen den Fingern haltend. „Laßt doch ſehen," bat der Jüngling, „ob es mir auch möglich iſt, ſo ſeltſame Dinge mit dem Ringe zu machen?" Die Jungfrau, welche keinen Betrug ahnte, gab ihm den Wunderring.

Digitized by Google

Der Jüngling tat, als wisse er noch nicht recht Bescheid, und fragte: „An welchen Finger muß ich den Ring stecken, damit mir ein scharfes Werkzeug nicht schaden kann?“ Worauf die Jungfrau lachend erwiderte: „An den Mittelfinger der linken Hand!“ Sie nahm dann selbst das Messer und suchte damit zu stoßen, konnte aber dem Jüngling keinen Schaden tun. Darauf nahm dieser das Messer und versuchte sich selber zu beschädigen, aber es war auch ihm unmöglich. Darauf bat er die Jungfrau, ihm zu zeigen, wie er mit dem Ringe Steine und Felsen spalten könne. Sie führte ihn in den Hof, wo ein klafterhoher Kiesel lag. „Jetzt stecke den Ring,“ so unterwies ihn die Jungfrau, „an den Daumen deiner linken Hand und schlage dann mit der Faust auf den Stein und du wirst sehen, welche Kraft in deiner Hand liegt.“ Der Jüngling tat es und sah zu seinem Erstaunen, wie der Stein unter seiner Hand in tausend Trümmer barst. Da dachte der Jüngling, wer das Glück nicht bei den Hörnern zu fassen weiß, ist ein Tor, denn einmal entflohen, kehrt es nicht zurück. Während er noch über die Zertrümmerung des Steines scherzte, steckte er wie spielend den Ring an den Ringfinger seiner linken Hand. Da rief die Jungfrau: „Jetzt bist du für mich so lange unsichtbar, bis du den Ring abziehst.“ Aber das zu tun, war der Jüngling nicht gesonnen, vielmehr ging er rasch einige Schritte weiter, steckte dann den Ring an den kleinen Finger der linken Hand und schwang sich in die Höhe wie ein Vogel. Als die Jungfrau ihn davonfliegen sah, hielt sie anfangs auch diesen Versuch für bloßen Scherz und rief: „Komm zurück, mein Freund! Jetzt hast du gesehen, daß ich dir die Wahrheit gesagt habe!“ Aber wer nicht zurückkam, war der Jüngling. Da merkte die Jungfrau den Betrug und brach in bittere Klagen aus über ihr Unglück.

Der Jüngling hielt seinen Flug nicht eher an, als bis er nach einigen Tagen wieder zu dem berühmten Zauberer gekommen war, bei welchem er die Vogelsprache gelernt hatte. Der Zauberer war außerordentlich froh, daß des Mannes Wanderung so guten Erfolg gehabt hatte. Er machte sich sogleich daran, die geheime Schrift auf dem Ringe zu deuten, er brauchte aber sieben Wochen, ehe er damit zustande kam. Darauf gab er dem Jüngling folgende Auskunft, wie der Nordlandsdrache zu vertilgen sei: „Du mußt dir ein eisernes Pferd gießen lassen, das unter jedem Fuße kleine Räder hat, so daß man es vorwärts und rückwärts schieben kann. Dann mußt du aufsitzen und dich mit einem eisernen, zwei Klafter langen Speere bewaffnen, den du

Digitized by Google

freilich nur führen kannſt, wenn der Wunderring am Daumen deiner linken Hand ſteckt. Der Speer muß in der Mitte die Dicke einer mäßigen Birke haben und ſeine beiden Enden müſſen gleich ſcharf ſein. In der Mitte des Speeres mußt du zwei ſtarke, zehn Klafter lange Ketten befeſtigen, die ſtark genug ſind, den Drachen zu halten. Sobald der Drache ſich in den Speer feſtgebiſſen hat, ſo daß dieſer ihm die Kinnlade durchbohrte, mußt du wie der Wind vom Eiſenroß herunterſpringen, um dem Untier nicht in den Rachen zu fallen, und mußt die Enden der Ketten mit eiſernen Pflöcken dergeſtalt in die Erde rammen, daß keine Gewalt ſie herausziehen kann. Nach drei oder vier Tagen iſt die Kraft des Untieres ſoweit erſchöpft, daß du dich ihm nähern kannſt, dann ſtecke Salomos Kraftring an den Daumen deiner linken Hand und ſchlage es vollends tot. Bis du aber herangekommen biſt, muß der Ring am Ringfinger deiner linken Hand ſtecken, damit das Untier dich nicht ſehen kann, ſonſt würde es dich mit ſeinem langen Schwanze totſchlagen. Wenn du alles vollbracht haſt, trage Sorge, daß du den Ring nicht verlierſt und daß dir auch niemand mit Liſt das Kleinod entwende."

Unſer Freund dankte dem Zauberer für die Belehrung und verſprach, ihn ſpäter für ſeine Mühe zu belohnen. Aber der Zauberer erwiderte: „Ich habe aus der Entzifferung der Geheimſchrift des Ringes ſo viel Zauberweisheit geſchöpft, daß ich keines anderen Gutes weiter bedarf." So trennten ſie ſich und der Jüngling eilte nach Hauſe, was ihm nicht ſehr ſchwer wurde, da er wie ein Vogel fliegen konnte wohin er wollte.

Als er nach einigen Wochen in der Heimat anlangte, hörte er von den Leuten, daß der greuliche Nordlandsdrache ſchon in der Nähe ſei, ſo daß er jeden Tag über die Grenze kommen könne. Der König ließ überall bekannt machen, daß er demjenigen, der dem Untier den Garaus machen würde, nicht nur einen Teil ſeines Königreiches ſchenken, ſondern auch ſeine Tochter zur Frau geben wolle. Nach einigen Tagen trat unſer Jüngling vor den König und erklärte, er hoffe das Untier zu vernichten, wenn der König alles wolle anfertigen laſſen, was dazu erforderlich ſei. Der König ging mit Freuden darauf ein. Es wurden nun ſämtliche geſchickte Meiſter aus der Umgegend zuſammenberufen, die mußten erſt das Eiſenpferd gießen, dann den großen Speer ſchmieden, und endlich auch die eiſernen Ketten, deren Ringe zwei Zoll Dicke hatten. Als aber alles fertig war, fand es ſich, daß das eiſerne Pferd

Digitized by Google

ſo ſchwer war, daß hundert Männer es nicht von der Stelle bringen konnten. Da blieb dem Jüngling nichts übrig, als mit Hilfe ſeines Kraftringes das Pferd allein fortzubewegen.

Der Drache war keine Meile mehr entfernt, ſo daß er mit ein paar Sprüngen über die Grenze ſetzen konnte. Der Jüngling überlegte nun, wie er allein mit dem Untier fertig werden ſolle, denn da er das ſchwere Eiſenpferd von hinten her ſchieben mußte, ſo konnte er ſich nicht aufſetzen, wie es der Zauberer vorgeſchrieben hatte. Da belehrte ihn unerwartet eines Raben Schnabel: „Setze dich auf das Eiſenpferd und ſtemme den Speer gegen den Boden, als wollteſt du einen Kahn vom Ufer abſtoßen.“ Der Jüngling machte es ſo und fand, daß er auf dieſe Weiſe vorwärts kommen könne. Das Ungeheuer ſperrte ſchon von weitem den Rachen auf, um die erwartete Beute zu vertilgen. Noch einige Klafter, ſo wären Mann und Eiſenroß im Rachen des Untiers geweſen. Der Jüngling bebte vor Entſetzen und das Herz erſtarrte ihm zu Eis, allein er ließ ſich nicht verwirren, ſondern ſtieß mit aller Kraft zu, ſo daß der eiſerne Speer, den er aufrecht in der Hand hielt, den Rachen des Untiers durchbohrte. Dann ſprang er vom Eiſenroß und wandte ſich ſchnell wie der Blitz, als das Untier die Kinnladen zuſammenklappte. Ein gräßliches Gebrüll, das viele Meilen weit erſcholl, gab den Beweis, daß der Nordlandsdrache ſich feſtgebiſſen hatte. Als der Jüngling ſich umwandte, ſah er eine Spitze des Speeres fußlang aus der oberen Kinnlade hervorragen und ſchloß daraus, daß die andere im Boden feſtſteckte. Das Eiſenroß aber hatte der Drache mit ſeinen Zähnen zermalmt. Jetzt eilte der Jüngling, die Ketten am Boden zu befeſtigen, wozu ſtarke Eiſenpflöcke von mehreren Klaftern Länge in Bereitſchaft geſetzt waren.

Der Todeskampf des Ungeheuers dauerte drei Tage und drei Nächte: wenn es ſich bäumte, ſchlug es ſo gewaltig mit dem Schwanze gegen den Boden, daß die Erde auf zehn Meilen weit bebte. Als es endlich den Schwanz nicht mehr rühren konnte, hob der Jüngling mit Hilfe des Ringes einen Stein auf, den zwanzig Männer nicht hätten bewegen können, und ſchlug damit dem Tiere ſo lange auf den Kopf, bis es kein Lebenszeichen mehr von ſich gab.

Grenzenlos war überall der Jubel, als die Botſchaft kam, daß der ſchlimme Feind ſein Ende genommen. — Der Sieger wurde in der Königsſtadt mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, als wäre er der mächtigſte König. Der alte König brauchte auch ſeine Tochter

Digitized by Google

nicht zur Heirat zu zwingen, ſondern dieſe verlangte ſelber, ſich dem ſtarken Manne zu vermählen, der allein ausgerichtet hatte, was die andern auch mit einer ganzen Armee nicht vermochten. Nach einigen Tagen wurde eine prachtvolle Hochzeit gefeiert, welche vier Wochen lang dauerte, und zu welcher alle Könige der Nachbarländer ſich verſammelt hatten, um dem Manne zu danken, der die Welt von ihrem ſchlimmſten Feinde befreit hatte. Allein über dem Hochzeitsjubel und der allgemeinen Freude hatte man vergeſſen, daß des Ungeheuers Leichnam unbegraben liegen geblieben war, und da er jetzt in Verweſung überging, ſo verbreitete er einen ſolchen Geſtank, daß niemand ſich in die Nähe wagte. Es entſtanden Seuchen, welche viele Menſchen hinrafften. Deshalb beſchloß der Schwiegerſohn des Königs, Hilfe bei dem Zauberer im Oſten zu ſuchen, was ihm mit ſeinem Ringe nicht ſchwer fiel, weil er auf Vogelſchwingen hinfliegen konnte.

Aber das Sprichwort ſagt, unrecht Gut gedeihet nicht, und wie gewonnen, ſo zerronnen. Dieſe Erfahrung ſollte auch des Königs Schwiegerſohn mit dem entwendeten Ring machen. Der Höllenjungfrau ließ es weder Tag noch Nacht Ruhe, ihrem Ringe wieder auf die Spur zu kommen. Als ſie mit Hilfe von Zauberkünſten erfahren hatte, daß des Königs Schwiegerſohn ſich in Vogelgeſtalt zu dem Zauberer aufmache, verwandelte ſie ſich in einen Adler und kreiſte ſo lange in den Lüften, bis ihr der Vogel auf den ſie wartete, zu Geſicht kam — ſie erkannte ihn ſogleich an dem Ringe, der ihm an einem Bande um den Hals hing. Da ſchoß der Adler auf den Vogel nieder und in demſelben Augenblick, wo ſeine Klauen ihn packten, hatte er ihm auch mit dem Schnabel den Ring vom Halſe geriſſen, ehe noch der Mann in Vogelgeſtalt etwas dagegen tun konnte. Jetzt ließ der Adler ſich mit ſeiner Beute zur Erde nieder, und beide ſtanden in ihrer früheren Menſchengeſtalt nebeneinander. „Jetzt biſt du in meiner Hand, Frevler!“ rief die Höllenjungfrau. „Ich nahm dich als meinen Geliebten auf und du übteſt Betrug und Diebſtahl: das iſt mein Lohn? Du nahmſt mir mein koſtbarſtes Kleinod durch Liſt und hoffteſt als Schwiegerſohn des Königs ein glückliches Leben zu führen, aber jetzt hat ſich das Blatt gewendet. Du biſt in meiner Gewalt und ſollſt mir für allen Frevel büßen.“ „Vergebt, vergebt,“ bat des Königs Schwiegerſohn, „ich weiß wohl, daß ich mich ſchwer gegen euch vergangen habe und bereue meine Schuld von ganzem Herzen.“ Die Jungfrau erwiderte: „Deine Bitten und deine Reue kommen zu ſpät

Digitized by Google

und nichts kann dir mehr helfen. Ich darf dich nicht ſchonen, das brächte mir Schande und machte mich zum Geſpött der Leute. Zwiefach haſt du dich an mir verſündigt, erſt haſt du meine Liebe verſchmäht und dann meinen Ring entwendet, dafür mußt du Strafe leiden." Mit dieſen Worten ſteckte ſie den Ring an den Daumen ihrer linken Hand, nahm den Mann wie eine Hedekunkel auf den Arm und ging mit ihm von dannen. Diesmal führte ihr Weg nicht in jene prächtige Behauſung, ſondern in eine Felſenhöhle, wo Ketten von der Wand herunterhingen. Die Jungfrau ergriff die Kettenenden und feſſelte damit dem Manne Hände und Füße, ſo daß Entkommen unmöglich war. Dann ſagte ſie mit Zorn: „Hier ſollſt du bis an dein Ende gefangen bleiben. Ich werde dir täglich ſoviel Nahrung bringen laſſen, daß du nicht Hungers ſterben kannſt, aber auf Befreiung darfſt du nimmer hoffen." Damit verließ ſie ihn.

Der König und ſeine Tochter verlebten eine ſchwere Zeit des Kummers, als Woche auf Woche verging, und der Schwiegerſohn weder zurückkam, noch auch Nachricht von ſich gab. Oftmals träumte der Königstochter, daß ihr Gemahl ſchwere Pein leiden müſſe, ſie bat deshalb ihren Vater, von allen Seiten her Zauberer zuſammenrufen zu laſſen, damit ſie vielleicht Auskunft darüber gäben, wo der Verſchwundene lebe und wie er zu befreien ſei. Aber ſämtliche Zauberer konnten nichts weiter berichten, als daß er noch lebe und ſchwere Pein leide, keiner wußte den Ort zu nennen, wo er ſich befinde, noch anzugeben, wie man ihn auffinden könne. Endlich wurde ein berühmter Zauberer aus Finnland vor den König geführt, der den weiteren Beſcheid erteilen konnte, daß des Königs Schwiegerſohn im Oſtlande gefangen gehalten werde, und zwar nicht durch Menſchen, ſondern durch ein mächtigeres Weſen. Alſo ſchickte der König ſeine Boten in der genannten Richtung aus, um den verlorenen Schwiegerſohn aufzuſuchen. Glücklicherweiſe kamen ſie zu dem alten Zauberer, der die Schrift auf dem Salomonis Siegelring gedeutet und daraus eine Weisheit geſchöpft hatte, die allen übrigen verborgen blieb. Dieſer Zauberer fand bald heraus, was er wiſſen wollte und ſagte: „Den Mann hält man durch Zaubermacht da und da gefangen, aber ohne meine Hilfe könnt ihr ihn nicht befreien, ich muß ſelbſt mit euch gehen."

Sie machten ſich alſo auf und kamen, von Vögeln geführt, nach einigen Tagen in die Felſenhöhle, wo des Königs Schwiegerſohn jetzt ſchon beinahe ſieben Jahre die ſchwere Kerkerhaft erduldet hatte. Er

Digitized by Google

erkannte den Zauberer augenblicklich, dieſer aber erkannte ihn nicht, weil er ſehr abgemagert war. Der Zauberer löſte durch ſeine Kunſt die Ketten, nahm den Befreiten zu ſich und pflegte und heilte ihn, bis er wieder kräftig genug war, um ſeine Reiſe anzutreten. Er langte an demſelben Tage an, wo der alte König geſtorben war, und wurde nun zum König erhoben. Jetzt kamen nach langen Leidenstagen die Freudentage, die bis an ſein Ende währten. Den Wunderring aber erhielt er nicht wieder, auch hat ihn nachmals keines Menſchen Auge mehr geſehen.

Digitized by Google

Verzeichnis der benutzten Literatur

1. Quellen

A — Andrejanoff, Viktor von, Lettische Märchen. Leipzig o. J. [1896].

B — Bienemann jun., Dr. Fr., Livländisches Sagenbuch. Reval 1897.

Böhm — Böhm, Prof. Max, Lettische Schwänke. Reval 1911.

J — Jannsen, Harry, Märchen und Sagen des estnischen Volkes. 2. Lieferung, Riga u. Leipzig 1888.

Kr — L 1 — Estnische Märchen. Aufgezeichnet von Friedrich Kreutzwald, übersetzt von F. Löwe. Halle 1869.

Kr — L 2 — Estnische Märchen. Aufgezeichnet von Friedrich Kreutzwald, übersetzt von F. Löwe. Dorpat 1881.

L — P — Lerchis-Puschkaitis Latweeschu tautas teikas un passakas I—VII. Mitau und Riga 1891—1902.

R — Rußwurm, C., Sagen aus Hapsal, der Wiek, Ösel und Runö. Reval 1861.

2. Werke zur Märchenforschung

Aarne statt — Arne, Verzeichnis der Märchentypen. F. F. Communications Nr. 3. Helsinki 1910.

Dähnhardt — Dähnhardt, Oskar, Natursagen I—IV. Leipzig 1907—1912.

KHM — Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. — Der 3. Band enthält die Anmerkungen. Leipzig, Reclam, o. J.

Köhler — R. Köhler, Kleinere Schriften 1—3. Berlin 1898—1900.

Druck von Gebauer-Schwetschke G. m. b. H., Halle (Saale).

Digitized by Google

Date Due

Demco 293-5			

Digitized by Google

DK 511
.B28 08
v.5

Digitized by Google

ALF Collections Vault
3 0000 088 629 864

Digitized by Google